COLLOQUIUM HISTORICUM WIRSBERGENSE

GESCHICHTE AM OBERMAIN

Jahresgabe 1964/65

KARTE DES UMSCHLAGS:

CIRCULUS
FRANCONICUS,
in quo sunt

EPISCOPATUS
WURTZBURG, Bamberg
et AICHSTET.
STATUS EQUITUM TEUTONICOR
DUCATUS COBURGENSIS.
MARCHIONATUS
CULLEMBACH, et ONSPACH.
COMITATUS
HENNEBERG, WERTHEIM,
HOLACH, REINEC,
PAPENHEIM, ERPACH,
SCHWARTZENBERG,
et CASTEL.
BARONATUS SENSHEIM.
et TERRITORIUM NORINBERGENSE
Per F. de Wit.
Amstelodami.

INHALT

Jakob Lehmann: Zum Geleit 7

Eduard Margerie: 40 Jahre Colloquium Historicum Wirsbergense 11

Konrad Radunz: Die Besiedlung des Staffelbergs zur Latènezeit 18

Hans Edelmann: Die Besiedlung des Zweimainlandes in geschichtlicher Zeit mit besonderer Berücksichtigung von Kulmbachs Umgebung . 27

Martin Kuhn: Sankt Dionysius inmitten der vierzehn Heiligen — Schildpatron alter europäischer Einheit 39

Emil Neidiger: Die hennebergische Nachbarschaft der Obermainlande zur Zeit der Herzöge von Meranien 56

Baptist Müller: Was sind Leichsteine? — Ein Beitrag zur Kreuzsteinforschung 67

Max Heid: Christoph Sartorius — Eine Langheimer Mönchsgestalt aus dem 17. Jahrundert 73

Willi Schreiber: Die Flößerei im Frankenwald 89

Heinrich Meyer: Der Wildschweinbraten — Eine Anekdote aus dem 17. Jahrhundert 104

Andreas Dück: Drei Geschichten um den Gaßdick von Neudorf bei Weismain 107

Zum Geleit

Die vorliegende Jahresgabe erscheint zum 40jährigen Bestehen des COLLOQUIUM HISTORICUM WIRSBERGENSE. 40 Jahre sind, gemessen an dem Jahrhundertreigen der Menschheitsgeschichte, eine relativ kurze Zeit; und doch scheinen sie uns ein festlich dankbares Gedenken zu rechtfertigen, wenn wir bedenken, welch weltbewegendes Geschehen diese verflossenen 40 Jahre umfassen. Mitten in den Wirren und Erschütterungen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Bedürfnis einiger aufrechter Männer nach Wahrung und Erneuerung unseres geschichtlichen Erbes entstanden, nahm das CHW seinen Weg durch die vielfältigen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und weltanschaulichen Kämpfe und Krisen der 20er- und beginnenden 30er-Jahre, erlebte es — schon seines lateinischen Namens und der in ihm tätigen Geistlichen wegen sehr bald verdächtigt! — unter Bespitzelung und Überwachung die NS-Diktatur, und überlebte die schrecklichen Jahre des Zweiten Völkerringens. Im allgemeinen Chaos nach 1945, als bloß der Gedanke an deutsche Geschichte oder Tätigkeit eines historischen Verbandes eine tollkühne Herausforderung — nicht nur für die alliierten Sicherheitsorgane — war, führte es unbeirrbar seine Tradition fort. Wirklich ein gebündelt Maß an erlebter Historie, das diese 40 Jahre aufzuweisen haben und das eine Besinnung rechtfertigt auf die Kräfte und das Wesen des CHW und seiner Freunde, die es bis heute nicht nur bestehen ließen, sondern auch jung erhielten. Fragen wir danach, dann scheint uns schon im Namen des CHW eine Antwort beschlossen zu liegen.

C o l l o q u i u m bedeutet Gespräch, wissenschaftliches Gespräch, und darin bekundet sich — ohne Anmaßung, aber auch ohne Anbiederung — ein Anspruch, der bedacht und gewahrt sein will. Gespräch setzt aktive Teilnahme voraus, soll es im rechten Zuhören und Reden zu einem Miteinander in richtiger Partnerschaft kommen. Es verlangt das Gegenteil von überheblicher Abkapselung, egozentrischer Berechnung und unduldsamen Machtgelüsten. Es fordert Kontaktbereitschaft, Einordnung, Offensein für Anregung und Kritik und selbstlosen Dienst im Sold wissenschaftlicher Erkenntnis und Wahrheit. „Alle große Kultur", schreibt Martin Buber, „ist in einem gewissen Maße eine ‚Civilization of the Diologue' gewesen. Die Lebenssubstanz ihrer aller war nicht, wie man gewöhnlich meint, das Vorhandensein bedeutender Individuen, sondern ihr echter Umgang miteinander; die Individuation war nur die Voraussetzung für die

Entfaltung des dialogischen Lebens. Was man den schöpferischen Geist des Menschen nennt, ist nie etwas anderes gewesen als die Ansprache, die denkerische oder künstlerische Ansprache des zum Sagen Berufenen an die zum wirklichen Vernehmen Befähigten und Bereiten, und was sich hier konzentriert hat, war die allgemeine Dynamik des Dialogs". In diesem Sinne kommt dem CHW von seiner Grundkonzeption her gerade in unserer Zeit voll grundsätzlichen und massiven Mißtrauens als Ursache für die zunehmende Erschwerung des wahren Gesprächs eine geradezu aktuelle Bedeutung zu. In der bewußten Pflege des unmittelbaren, rückhaltlosen Dialogs sucht es sich ihrer würdig zu erweisen.

H i s t o r i c u m zielt auf den Kernbereich dieses Gesprächs.

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben."

Dieses Dichterwort wird gültig bleiben, auch wenn man immer wieder versucht, uns aus der Geschichte zu vertreiben. „Wohin ich gehöre, wofür ich lebe, das erfahre ich erst im Spiegel der Geschichte" schreibt Karl Jaspers und weist das Sinn-, Orts- und Substanzbewußtsein auf, das Geschichte für den Menschen bedeuten kann. Unsere fortschrittsgläubige, das Aktuell-Vergängliche nicht selten absolut setzende Zeit, die mit der ganzen Überheblichkeit ihres Jungseins im Geschichtlichen allzu leicht etwas Verstaubtes, Überholtes, ja Hemmendes sieht, hätte gerade geschichtliche Besinnung als Halte- und Ruhepunkt in der Hast ihrer Mobilität und Labilität vonnöten. Geschichtliches Denken ist ein integrierender Bestandteil abendländischen Denkens. Nur so begreifen wir uns als Geistwesen, geben wir uns Rechenschaft von unserem Tun; nur indem wir uns in unserer geschichtlichen Existenz erfahren, sind wir wahrhaft Mensch. Colloquium Historicum meint die verstehende Begegnung mit dem Gewesenen, ein forschendes Verstehen oder — wie es Droysen formuliert hat —: „Den Menschen, menschlichen Äußerungen und Gestaltungen gegenüber sind wir und fühlen wir uns in wesentlicher Gleichartigkeit und Gegenseitigkeit, jedes Ich geschlossen in sich, jedes jedem andern in seinen Äußerungen sich erschließend."

Geschichtspflege und geschichtliches Bewußtsein sind aber auch ein Politikon ersten Ranges. In dem Maße, in dem immer breiteren Schichten Anteil an der politischen

Verantwortung und staatlichen Selbstbestimmung gegeben wird, bedarf es der Pflege des historischen Wissens und Verständnisses auch in diesen Schichten. Staat und Land, Volk und Stamm sind grundlegende geschichtliche Kategorien; unter ihrem Anruf bleibt unsere Haltung und Breitenarbeit nie bloß erkennend und verstehend rückwärts gewandt, sondern umfaßt mit die Sorge um das Zukünftige und die kritisch wache Analyse des Gegenwärtigen in je persönlicher Entscheidung. Dieses Heute und Morgen ist wesentlich für unsere Betrachtung des Gestern, wenn es dabei auch nicht um einen pragmatischen Utilitarismus gehen kann. Auch was nicht fortwirkt bis heute, auch wo sich keine Entwicklungslinien bis zur Gegenwart ziehen lassen und ein Geschehnis in sich abgeschlossen bleibt, bieten sich Möglichkeiten historischen Begreifens in der „uns kongenialen Art der Äußerungen" (Droysen), in der so und so gearteten Verwirklichung menschlicher Existenz. Wie immer auch unser Standpunkt in unserer Zeit sein mag, aus solchem Verständnis kann Haltung erwachsen, weil auch die Geschichte einen Standpunkt außerhalb ihrer Zeit und ihres Raumes verlangt und somit ins Übergeschichtliche weist.

W i r s b e r g e n s e schließlich hält nicht nur die Erinnerung an den Gründungsort und das rastlose Wirken unseres verehrten Gründers und Ehrenvorsitzenden Dr. Eduard M a r g e r i e fest, sondern steht stellvertretend für die Heimat am Obermain, der unser Forschen und unsere Liebe gehören. Dieses fränkische Land, landschaftlich gesegnet wie nur wenige andere, ist eine Schatzkammer der Historie, ob wir nun an die urgeschichtlichen Ausgrabungen bei Kösten und im Bärental denken oder an die vorgeschichtlichen Siedlungs- und Befestigungsanlagen des Staffelberges, des Görauer Angers und die Gräberfelder von Reundorf oder an die frühgeschichtlichen Zeugnisse von Kasendorf und der Grünbürg bei Stadtsteinach. Hier sprechen die alten Ortsnamen auf -ing, -dorf, -stat, -feld, -stein, -hausen, -roth und- reuth ebenso vernehmlich zu uns wie die Flur- und Familiennamen. Neben zahllosen Turmhügeln und Ruinen erzählen uns die ragenden Burgen von Kulmbach, Kronach, die Zwernitz, Lauenstein und die Schlösser in Thurnau, Tambach, Trieb, Giechkröttendorf, Wernstein, Guttenberg, Strößendorf, Schney und Redwitz von lange vergangenen Zeiten. Die Wehrkirchen von Altenkunstadt, Modschiedel, Mistelfeld, die Markgrafenkirchen in Trebgast, Neudrossenfeld, Wirsberg, Bindlach, die ehemaligen Klöster von Banz, Langheim, Sonnefeld oder Himmelkron und die Wallfahrtskirchen von Vierzehnheiligen und Marienweiher schließen sich an. Endlich fehlen auch nicht die Zeugnisse stolzen Bürgersinns, wie sie die eindrucksvollen Rathäuser und Marktplätze von

Staffelstein, Lichtenfels, Burgkunstadt und Weismain darstellen, ergänzt durch stattliche Kastenhöfe und Fachwerkbauten, Kirchen und Friedhöfe, Wegkreuze und Bildstöcke.

Welch eine stolze Reihe unvergeßlicher Bilder in diesem nur flüchtig durchblätterten Geschichtsbuch Frankens, dessen Seiten daneben auch Namen von Persönlichkeiten wie Mauritius Knauer, Friedrich Myconius, Adam Riese, Friedrich Taubmann und Kaspar Zeuß tragen oder Namen von Künstlern wie Lukas Cranach, Hans von Kulmbach, Heinrich Faber, Valentin Rathgeber, Balthasar Neumann, Leonhard und Johannes Dientzenhofer, Michael Küchel und Maximilian von Welsch.

Angesichts dieses einmaligen, über die fürchterlichen Zerstörungen unserer jüngsten Vergangenheit hinweggeretteten geschichtlichen Erbes, das sich jedem erschließt, der wachen Auges und ehrfürchtigen Sinnes ihm entgegentritt, verstehen wir, daß unser Colloquium — weitab von allem Pessimismus moderner Kulturkritik — jung geblieben ist, weil Geschichtsbewußtsein Geborgenheit zu verleihen vermag — über die Zeiten hinweg. In diesem Sinne begreifen wir auch Heimat nicht als provinzielle Enge, sondern als geistig-ethischen Bereich, der uns vor Entwurzelung, Vereinsamung und Versklavung durch die Ideologien unserer pluralistischen Gesellschaft bewahren kann.

Aus solcher Sicht und mit solcher Überzeugung beginnen wir die Arbeit eines neuen Jahrzehnts, unterbreiten wir unseren Freunden die erste Jahresgabe. Sie soll in Zukunft regelmäßig unseren Mitarbeitern die Möglichkeit geben, über ihre Forschungen und Studien zu berichten und damit das Gespräch über unseren Hörerkreis hinaus erweitern. Möge das Echo, das sie weckt, ein Dank für alle Mitarbeiter und die Betreuung durch unseren Lektor, H. H. Pater Martin Kuhn, sein. Möge sie aber auch für jene, die bislang noch nicht zu uns fanden, ein Anreiz sein, unser Anliegen zu dem ihren zu machen aus der Einsicht heraus, daß wir alle aufgerufen sind, das geschichtlich Gewordene als unseren Besitz zu ergreifen und „im überschaubaren und engbegrenzten landschaftlichen, geistigen und sittlichen Raum der Heimat" (Karl Bosl) ein Stück menschlicher Grundstruktur zu entfalten und zu erfüllen und damit der Begegnung mit der Welt in aller Offenheit gewachsen zu sein.

Dr. Jakob L e h m a n n, Erster Vorsitzender

Dr. Eduard Margerie, Wirsberg:

40 JAHRE COLLOQUIUM HISTORICUM WIRSBERGENSE

Nach dem Ersten Weltkrieg konnte ich mehrfach feststellen, daß die Heimatberichte in den Zeitungen recht ungenau und oft ohne wissenschaftliche Belege abgefaßt waren. Hierzu kam, daß der „Wirsberger Führer" unseres ersten Heimatforschers Kantor Zettner vom Jahre 1895 vergriffen war, es mußte also etwas unternommen werden. Nach Rücksprache mit unserem Pfarrherrn veranlaßte ich 1924 ein Treffen mit einigen Geistlichen beider Konfessionen, das waren die Herren Pfarrer Beyer-Wirsberg, Glenk-Melkendorf, Steinmetz-Lanzendorf, Wagner-Ludwigschorgast, Hotzelt-Kupferberg, Sittig-Presseck und Klein-Grafengehaig. Als bekannten Heimatforscher lud ich noch Studienrat Regler aus Bayreuth ein. Aber einer fehlte: der wissenschaftliche Führer. Da nannte mir Pfarrer Hotzelt als einzigen in Betracht kommenden Herrn den Geistlichen Rat Schlund, der lange Jahre in Ludwigschorgast gewesen war. In der Tat war Schlund wie kein anderer geeignet, uns in die Heimatgeschichte einzuführen. Mir als einzigem noch lebenden Gründungsmitglied neben Sittig ist er unvergeßlich mit seinem kräftigen, gesunden Humor, seinem unverfälschten oberfränkischen Dialekt und seinem blauen Schnupftabakstaschentuch. Er war unser erster Lehrer, dem wir wirklich sehr viel zu verdanken haben.

Nach diesen ersten Anfängen 1924 trat freilich eine längere Pause ein, da meine ärztliche Tätigkeit mich sehr in Anspruch nahm, bis ich am 14. Januar 1926 ein Rundschreiben an die Herren, auch an die Pfarrer von Drossenfeld, Bindlach, Marktschorgast, Veitlahm und Bischofsgrün richtete mit der Anfrage, ob wir nicht unsere Sitzungen wieder aufnehmen wollten. Einstimmige Antwort: Ja. Am 6. Juli 1926 begannen wir also wieder mit unseren regelmäßigen Zusammenkünften und besuchten bald darauf unter der Führung des Neudrossenfelder Pfarrers Schmidt die Meranierburg Fürstenau bei Altenplos, im Jahre 1927 Himmelkron, am 8. Februar 1927 kamen die Stätten des Markgrafenkrieges daran und am 15. März 1927 war eine erste Heerschau in W i r s b e r g mit 60 Namen. Am 14. Juni machten wir einen Ausflug nach Veitlahm und Wernstein mit Besichtigung der alten Künßberger Burg, am 10. Juli nach Weismain unter der Führung des prachtvollen Pfarrherrn Reinlein, am 6. September erläuterte ich mein Vorhaben, die beiden Kirchen St. Leonhard und Heilingskirche auszugraben. Im Sommer wurden meist Omnibusfahrten und Wanderungen unter-

nommen, so im Jahr 1928 nach Marktschorgast, Bamberg, Kronach mit der Veste Rosenberg, auf die Grünburg über Stadtsteinach, nach Lanzendorf als Stammsitz der Herren von Wirsberg und zu den drei Burgruinen hinter Berneck.

Im Juli 1929 feierten wir in Wirsberg unser 5jähriges Jubiläum mit Vorträgen von Geistlichem Rat Schlund und Pfarrer Beyer. Pfarrer Teicher aus Bischofsgrün brachte den Tätigkeitsbericht, Fritz Einsiedel aus Bayreuth las aus seinen Erzählungen in Bayreuther Mundart vor, und Spitzenpfeil berichtete über Kulmbacher Baudenkmäler. Daran schloß sich eine kleine Wanderung durch und um Wirsberg an.

Im Sommer 1930 fuhren wir nach Schloß Banz, nach Burgkunstadt, nach Grafengehaig, auf den Weißenstein, meistens unter der wissenschaftlichen Führung von Schlund, der uns so die Geschichte und Schönheit unserer Heimat immer näher brachte. Mit der Zeit verlagerten sich die Vorträge von Wirsberg ganz nach Kulmbach in die „Altdeutsche Bierstube".

Im Jahre 1934 feierten wir unser 10jähriges Jubiläum auf der Plassenburg. Nach meiner Begrüßungsrede sprachen Professor Dr. Weigel aus Erlangen, Schlund, Dr. Beck aus Nürnberg und Spitzenpfeil. Die Tagung verlief bei herrlichem Wetter genau wie 5 Jahre vorher in Wirsberg, die Teilnahme war sehr stark, die Wahl des Tagungsortes also berechtigt.

1937 wurde meine Ausgrabung an der Leonhardskirche beendet: an eine romanische Kirche aus dem 12. Jahrhundert war im Jahr 1433 eine gotische angebaut worden. Daß es sich um eine dem Viehpatron St. Leonhard geweihte Kirche handelte, bestätigten Schlund und Universitätsprofessor Dr. Hock-Würzburg nach dem Fund von zwei Votivpferdchen und anderen Hinweisen. Dabei wurden auch 42 Skelette, wahrscheinlich aus einer der Pestzeiten im 14. Jahrhundert, entdeckt.

Schon mehrere Male waren Landesgewerberat Diroll und sein Freund Ritzer zu unseren Sitzungen nach Kulmbach gekommen und hatten uns gebeten, doch auch in Lichtenfels Vorträge halten zu lassen. Sie lägen dort in der Mitte zwischen Bamberg und Bayreuth und hätten keine Verbindung zu geschichtlich interessierten Kreisen. So fuhren wir also am 13. Juni 1938 nach Lichtenfels, wo wir sehr freundlich aufgenommen wurden. Zum ersten Mal hörten wir einen Vortrag von Baron von Schaumberg über den Kastenhof und die alte meranische Burg von Lichtenfels. Am Nachmittag besichtigten wir das ehemals so wichtige und berühmte Meranier-Kloster Langheim,

von dem allerdings nur noch traurige Reste vorhanden sind. — Am 7. September fand die Besichtigung des interessanten „Saurierstalles" Bedheim, der Gleichberge und des Steinbergmuseums unter Führung von Professor Götze statt. Über das sehenswerte Römhild, Neustadt und Neundorf kehrten wir nach Hause zurück. Die Lichtenfelser Gruppe im CHW entwickelte ganz eigenständig in Lichtenfels ein Programm mit Vorträgen von den Herren Diroll, Dück, Schnös, Kuhn.

Am 13. November 1940 waren wir in Burgkunstadt. Schlund sprach dort über seine neuesten Archiv-Forschungen. Von 1924 bis damals hatten wir 176 Zusammenkünfte gehabt, also Vorträge, Wanderungen, Omnibusfahrten und Besuche von Museen — eine schöne, erfolgreiche Zeit; aber jetzt begann eine um so traurigere, denn wir mußten leider feststellen, daß der Gesundheitszustand von Schlund langsam schlechter wurde. Am 10. September 1941 hielt er noch einen Vortrag über die Flurgeschichte von Döringstadt, kurz darauf mußte ihm wegen seiner Zuckerkrankheit ein Bein abgenommen werden und am 28. Februar 1942 erreichte uns die Nachricht von seinem Tod. Das war für uns ein schwerer Schlag, er war nun einmal unser Lehrer, mochte er auch in manchen Dingen anderer Meinung sein als z. B. Baron von Guttenberg. Glücklicherweise stellte sich uns in dieser Zeit mitten im Krieg 1939—1945 der Vorsitzende des Frankenbundes Dr. Peter Schneider zu Vorträgen zur Verfügung, dann Paul Kunze aus Sonneberg, Hochschulprofessor Dr. Otto Meyer aus Bamberg, Hauptlehrer Dück aus Seubelsdorf und Rektor Kolb aus Münchberg.

Im Jahre 1944 war das Colloquium, nun 20 Jahre alt oder jung?, wieder bei schönem Wetter und großer Beteiligung auf der Plassenburg. Am 4. Juli nahmen wir die Gelegenheit wahr, für den verdienten Ausgräber Sanitätsrat Dr. Roßbach an seinem Haus in Lichtenfels eine Gedenktafel anzubringen, wobei Universitätsprofessor Paulsen aus Erlangen die Verdienste von Roßbach um die Ausgrabungen in der Gegend von Lichtenfels hervorhob. Der Rathaussaal war festlich geschmückt, und viele seiner Freunde nahmen an der Feier teil. Die Roßbachschen Sammlungen (besonders aus dem steinzeitlichen Dorf Kösten) sind nun in der Universität Erlangen aufgestellt.

Gegen Ende des Krieges und auch danach konnten wir keine Sitzungen abhalten, und erst am 9. Januar 1946 fanden wir uns wieder zusammen. Dr. Kist sprach am 8. Mai über den Bamberger Erzbischof von Mengersdorf, am 12. Juni entstand die Orts-

gruppe in Staffelstein mit einem Vortrag des dortigen Stadtpfarrers Dr. Bayerschmidt, der kurz darauf als Hochschulprofessor nach Bamberg berufen wurde. Als Landesgewerberat Diroll dem Sänger des Kordigast am 10. Juli an dessen Haus in Burkheim eine Gedenktafel stiftete, hielt der Landrat von Lichtenfels, Dr. Jüngling, die Gedächtnisrede. Am 14. August wanderten wir auf die Grünburg hinter Stadtsteinach, eine sehenswerte keltische Fliehburg, deren große Wälle noch verhältnismäßig gut erhalten sind. Der 21. Mai fand uns wieder in Weismain, wo wir in der Person von Hans Wolf einen sehr tüchtigen Obmann gefunden hatten. Er war sehr rührig, immer zu Vorträgen über die Ortsgeschichte seiner Umgebung zu haben. Wir konnten ihm durch seine Ernennung zum 2. Vorsitzenden unser Vertrauen beweisen. Am 18. Juli 1948 hielten wir auf der Burg Niesten eine Gedenkfeier anläßlich des 700. Todestages des letzten Meraniers, wobei Willi Plank den Vortrag hielt.

Inzwischen hatte Universitätsprofessor Dr. Erich von Guttenberg am Colloquium großes Interesse gefunden und führte im Jahre 1948 mit dem CHW eine achttägige Heimatforschertagung in Kloster Banz durch, zu der Dr. Margerie und P. Lektor Martin Kuhn eingeladen hatten. Es sprachen Dr. Erich von Guttenberg, der verdiente Vorstand des Rennsteigvereins Dr. Kober, Schulrat Hundt über die Vorgeschichte des Landes, der Vorsitzende des Frankenbundes Dr. Peter Schneider, unser Numismatiker Willi Plank, Oberregierungsarchivrat Dr. Michel Hofmann-Würzburg, Professor Dr. Lades von der Universität Erlangen, Oberstudiendirektor Dr. Hartmann aus Bayreuth, der Langheimforscher Dr. Geldner, P. M. Kuhn über Kunst und Geschichte von Banz und schließlich Dr. Margerie über seinen Frankenwald. Am Schluß der Tagung wurde an der Kapelle in Kloster Langheim eine Gedenktafel an die Meranier mit einer Rede von Dr. Geldner unter großer Beteiligung der Bevölkerung und historisch Interessierter eingeweiht.

Leider entriß uns der Tod am 13. Februar unsern Mitarbeiter Landesgewerberat Diroll, der von Anfang an der spiritus rector unserer Lichtenfelser Vereinigung war. Durch seine populär gehaltenen lokalgeschichtlichen Erzählungen, die er jahrzehntelang gesammelt hatte, war er mit Lichtenfels zutiefst verbunden.

Am 31. Juli 1949 feierten wir in Wirsberg und Lanzendorf unser 25jähriges Jubiläum. Lanzendorf ist ja der Stammsitz der Herren von Wirsberg. Noch kurz vor seinem Tod übergab mir Erich von Guttenberg einen Beitrag zu meinen Wirsberger Blättern Nr. 19,

in dem er die Ansicht ausspricht, daß die Herren von Wirsberg und die Förtsche von Thurnau eines Stammes sein könnten.

Das Jahr 1951 brachte uns wieder eine Reihe Vorträge. Es sprachen Rektor Edelmann, Kulmbach, Geistlicher Rat Dr. Kanzler aus Leutenbach in Staffelstein, Dr. Sitzmann in Kulmbach, Oberschulrat Neundorfer in Lichtenfels, Dr. Michel Hofmann in Kulmbach, Professor Dr. Weigel in Lichtenfels, Geistlicher Rat Dr. Kist in Burgkunstadt. Dann fuhren wir im Omnibus mit 70 Personen durch den ganzen Frankenwald, Dr. Kunstmann sprach über die Geschichte von Burg Wernstein, Hauptlehrer Dück in Lichtenfels, Oberstudiendirektor Dr. Hartmann, Bayreuth, in Kulmbach auf der Plassenburg, besonders über die Markgrafen und die weiße Frau, Professor Kleinschmidt in Kulmbach über den Aufbau des Weltalls, Baron Schaumberg in Staffelstein über unsere Sprache als Ausdruck unserer Kultur und Lebensweise im Mittelalter und Willi Plank in Kulmbach. Bei der 800-Jahr-Feier von Stadtsteinach am 20. Juli berichtete Rektor Silbermann aus Naila über die Geschichte von Stadtsteinach, Dr. Michel Hofmann in Lichtenfels über das Kräftespiel der deutschen Geschichte, Oberlehrer a. D. Herrmann, Bayreuth, über alte Bräuche und Sitten im Frankenwald, Dr. Margerie über die Herren von Wirsberg und das ehemalige Bergwerk Goldene Adlerhütte, Pfarrer Seggel über den Hummelgau und Lehrer Held aus Trebgast über die Kirchenburg in Trebgast. Die anderen Jahre waren nicht minder produktiv, aber es ist unmöglich, alle Vorträge in den 40 Jahren anzuführen. Es waren über 700 Zusammenkünfte. In diesem Jahre erschien auch im Heimatverlag Schulze-Lichtenfels unsere erste Veröffentlichung „Geschichte am Obermain", eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen aus der Feder unserer Mitarbeiter, herausgegeben von Lektor M. Kuhn, Banz.

Das Jahr 1952 raubte uns und allen Historikern Frankens Prof. Erich von Guttenberg, ein herber Verlust auch für uns.

1953 wurde ich an meinem Geburtstag zum Ehrenmitglied des CHW ernannt. Am 4. Oktober stellten wir auf dem Gelände der St. Leonhardsruine ein steinernes Pult mit der Skizze der Grundmauern auf, wobei unser Mitglied Pfarrer Brehm-Wirsberg die Ansprache hielt und ich die Geschichte der Ausgrabung schilderte.

Am 29./30. Mai 1954 feierten wir unser 30. Jubiläum mit Vorträgen von Oberregierungsrat Dr. Thiel, Pfarrer Bayerschmidt-Staffelstein und Dr. Kunstmann-Nürnberg und einer Besichtigung der Wirsberger Burgruine.

Im Jahre 1955 hatten wir 24 Vorträge und eine Rundfahrt in die Oberpfalz, unser so wichtiges Nachbargebiet.

Das Jahr 1956 brachte uns 42 Zusammenkünfte, aber auch wieder zwei schwere Verluste: den Tod unseres großen Gönners Regierungspräsidenten Dr. Ludwig Gebhardt und unseres alten, verehrten Barons Schaumberg.

Im Jahre 1957 hörten wir wieder 37 Vorträge: von Schriftleiter Friedrich Gerlach, Bankrat Hans Wolf, Dr. Kunstmann, Nürnberg, Universitätsprofessor Dr. Otto Meyer, Staatsarchivrat Dr. Puchner, Dr. Fauser, Direktor der Staatsbibliothek Bamberg, Dr. Mader, Kulmbach, Dr. Saffert, Schweinfurt, u. a. Dann fuhren wir mit dem Omnibus nach dem Iffgau, Burg Hohenstein, Hersbruck, Lauf und Schnaittach. Am 21. Juni trafen wir uns mit dem Historischen Verein Bamberg zu einer Wanderung am Obermain.

Auch das Jahr 1958 ging nicht ohne Leid vorüber, starb doch am 19. Januar der Gründer des Frankenbundes, Oberstudiendirektor Dr. Peter Schneider, der mit vielen von uns befreundet war. — Auch in diesem Jahre wurde eine große Anzahl von Vorträgen gehalten, darunter von Professor Dr. Weigel und den Universitätsprofessoren Dr. Otto Meyer und Dr. Gerhard Pfeiffer, Professor Emmerich, Bayreuth, Pfarrer Kohlmann, Gesees, dem Geologen Helmut Müller aus Almbranz und Friedrich Gerlach, der 16 Stunden nach seinem letzten Vortrag bei uns plötzlich an Herzinfarkt starb.

Im Jahre 1959 hörten wir wieder eine Reihe wichtiger Heimatvorträge, die hauptsächlichsten Redner waren Pfarrer Eger-Burgkunstadt, die Universitätsprofessoren Hauck und Schwarz von Erlangen, Otto Meyer von Würzburg, Oberlehrer Schefczik von Michelau, die beiden Vorgeschichtler Peschek und Raschke, Ferdinand Geldner von München, Kuhn von Banz, die Lehrer Radunz, Kremer, Beck, Oberlehrer Brehm von Ulmbach und Pfarrer Brehm von Wirsberg.

Im gleichen Jahre 1959 wurde mir bei einem großen Heimatforscher-Treffen in Banz, das wieder P. Lektor M. Kuhn dort vorbereitet hatte, der Ehrenvorsitz des CHW übertragen.

Es würde zu weit führen, die vielen Vorträge der letzten vier Jahre aufzuzählen, auch war ich zu meinem großen Bedauern verhältnismäßig oft durch Krankheit verhindert,

sie zu besuchen. Auch die Wanderung auf den Kordigast am 17. Juni 1960 mußte ich mir ebenso versagen wie die Fahrten unter der Führung von Freund Deuerling-Lichtenfels in den Steigerwald, auf die Burgen Waldstein und Uprode und in die Haßberge. Leider erlaubte mir auch mein Befinden nicht mehr, die Leitung des CHW so zu führen, wie in all den früheren Jahren, so daß wir uns ernstlich nach einer Nachfolge umsehen mußten. Diese fanden wir in der Person des Oberstudiendirektors Dr. Jakob Lehmann, der sich uns am 18. November 1963 in Kulmbach vorstellte und bei der Hauptversammlung am 25. Januar 1964 einstimmig unter großem Beifall bestätigt wurde.

Für ihre heimatgeschichtlichen Arbeiten wurden — soweit bekannt — aus unseren Reihen ausgezeichnet: Dr. Margerie, Hauptlehrer A. Dück und Rektor H. Edelmann mit dem Bundesverdienstkreuz II. Klasse, der letztere auch mit der silbernen Bürgermedaille und einer Eintragung ins Goldene Buch der Stadt Kulmbach, Oberstadtschulrat M. Hundt mit der silbernen und der goldenen Bürgermedaille, Dr. F. Pietsch mit der silbernen Bürgermedaille der Stadt Kulmbach.

Am Schluß dieses gedrängten Berichtes wünsche ich unserem CHW eine erfolgreiche Fortführung seiner traditionellen Arbeit im fünften Dezennium.

Konrad Radunz, Schney:

DIE BESIEDLUNG DES STAFFELBERGES ZUR LATENEZEIT

Der Staffelberg zählt zu den wichtigsten Geschichtsdenkmälern in Oberfranken. Dadurch, daß man ihn zu der Reihe der spätlatènezeitlichen Oppida zählt, nimmt der Berg im nord-östlichen Bayern in der Vorgeschichtsforschung eine überragende Stellung ein[1]). Einen Abriß der Besiedlungsgeschichte legte erstmals Prof. Dr. P. Reinecke vor[2]), der sich hierbei auf das von Dr. G. Roßbach zusammengetragene Fundmaterial stützte. Nach Reinecke erfolgte die Besiedlung des Staffelberges in Wellen. Zeiten mit dichter Besiedlung folgen Epochen, in denen der Fundniederschlag nur eine Begehung des Berges erkennen läßt. Die erste Siedlungswelle ist während der Jungsteinzeit zu erkennen, sie findet ihren Abschluß in der frühen Bronzezeit (s. Tafel 1). Die sich anschließende Hügelgräberbronzezeit, die auf dem benachbarten Jura durch überaus zahlreiche Funde belegt ist, fehlt auf dem Staffelberg nahezu. Die Urnenfelderzeit bringt in ihrer zweiten Hälfte eine neue Siedlungswelle, die über die Hallstattzeit (Hallstatt D) in der Frühlatènezeit ausläuft. Ein weiterer Höhepunkt der Besiedlung des Staffelberges erfolgt nach Aussage des Roßbachschen Fundmaterials gegen Ende der Latènezeit in der Stufe D. Während dieser Kulturperiode in der zweiten Hälfte des vorchristlichen Jahrtausends, innerhalb des letzten Jahrhunderts, soll sich dann die Siedlung auf dem Staffelberg zu einem Oppidum entwickelt haben, einem Gemeinwesen mit stadtähnlichem Charakter, wie es Cäsar in seinem Berichte von den Gallischen Kriegen beschreibt.

Die Bergsiedlung verödet um Christi Geburt, die Ursache hierfür mag in den Bevölkerungsverschiebungen jener Zeit zu sehen sein, die im nordostbayerischen Raum eine Änderung der politischen Verhältnisse ergaben. Nach einer Epoche, in der der Berg nur spärlich besiedelt ist, bzw. begangen wird, entsteht in der späten römischen Kaiserzeit, gegen Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts, eine germanische Siedlung auf dem Gipfelplateau, die Reinecke als eine germanische Gaufürstenburg anspricht. Der topographische Befund der Befestigungsanlagen des Staffelberges wird von Landeskonservator Dr. K. Schwarz[3]) eingehend erläutert. Danach gehören die Befestigungen des Gipfelplateaus in das beginnende 1. vorchristliche Jahrtausend. Für die Wallanlagen der ca. 49 ha umfassenden Jurahochfläche stellt Schwarz zwei Phasen der Erbauung fest[4]), wobei der jüngere Teil, der geradlinig verlaufende Abschnittswall, in die spätkeltische Periode datiert wird (Latène D).

TAFEL 1

Übersicht über die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Staffelberges

Ungefähre Daten	*Zeitepochen*	*Kulturformen und ihre Träger*	*Funde*
10 000 — 4000	Mittelsteinzeit	Jäger und Sammler Familien und Horden	Typische Kleingeräte (Mikrolithen)
	Einzelne Funde auf dem Gipfelplateau		
4000	Jungsteinzeit	Seßhafte Bevölkerung Ackerbau, Weidewirtschaft	Geschliffene Steinwerkzeuge Keramik, Erzeugung von Steinwerkzeugen
	Siedlung auf dem Gipfelplateau, sehr reichhaltiger Fundniederschlag läßt auf lange und dichte Besiedlung schließen		
1800	Frühe Bronzezeit Geringer Fundniederschlag	Ackerbau und Weidewirtschaft	Verzierte Scherben, grobe rauhwandige Tonware
1600	Hügelgräberbronzezeit	Keine Funde mit Sicherheit nachzuweisen	
1200	Urnenfelderzeit	Veneter?	Bronzefunde, Keramik Erzeugung von Bronzewaren (Gußformen und Gußzapfen)
	Zahlreiche Funde lassen auf erhöhte Siedlungsdichte und Befestigung des Gipfelplateaus schließen		
700	Hallstattzeit	Vorkelten Ackerbau, Viehzucht, Handwerk	Fibeln, Bronzen, Glasperlen
450	Latènezeit	Allmählich keltisierte Bevölkerung	Glasperlen, Fibeln, Keramik
	Untere Hochfläche innerhalb des Berings zunehmend besiedelt	Zunehmende Differenzierung der Wirtschaftsform, ausgeprägter Handel	
120	Latène D	Kelten	Zahlreiche, gut datierbare Funde aus Metall, Glas und Keramik
– Chr. Geburt	Höhepunkt der Besiedlung der unteren Hochfläche des Staffelberges, Gemeinwesen mit stadtähnlichem Charakter, Oppidum		
0	Frührömische Kaiserzeit	Elbgermanen und Rest-Kelten Ackerbau	Siedlung in Staffelstein Plan Nr. 888
	Verödung der Bergsiedlung, vereinzelte Funde lassen erkennen, daß der Berg noch begangen wird		
200	Späte Kaiserzeit		Schmuckstücke, Siebgefäße, Bronzewaren, Glas- und Eisenreste
	Burg eines germanischen Gaufürsten		

Die bisherige Darstellung der Besiedlungsfolge des Staffelberges durch Reinecke erfolgte summarisch und bezog sich auf das zur Verfügung stehende Fundmaterial von Roßbach, das am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Erlangen verwahrt wird. Die Herkunftsbezeichnungen ermöglichen nur in wenigen Fällen eine Unterscheidung zwischen Gipfelplateau und unterer Hochfläche innerhalb des Berings. Somit lassen sich aus dem bisher vorliegenden Fundgut keine klaren Schlüsse über das Verhältnis der Besiedlung der unteren Hochfläche gegenüber dem Gipfelplateau, bzw. deren Zeitstellung, ziehen.

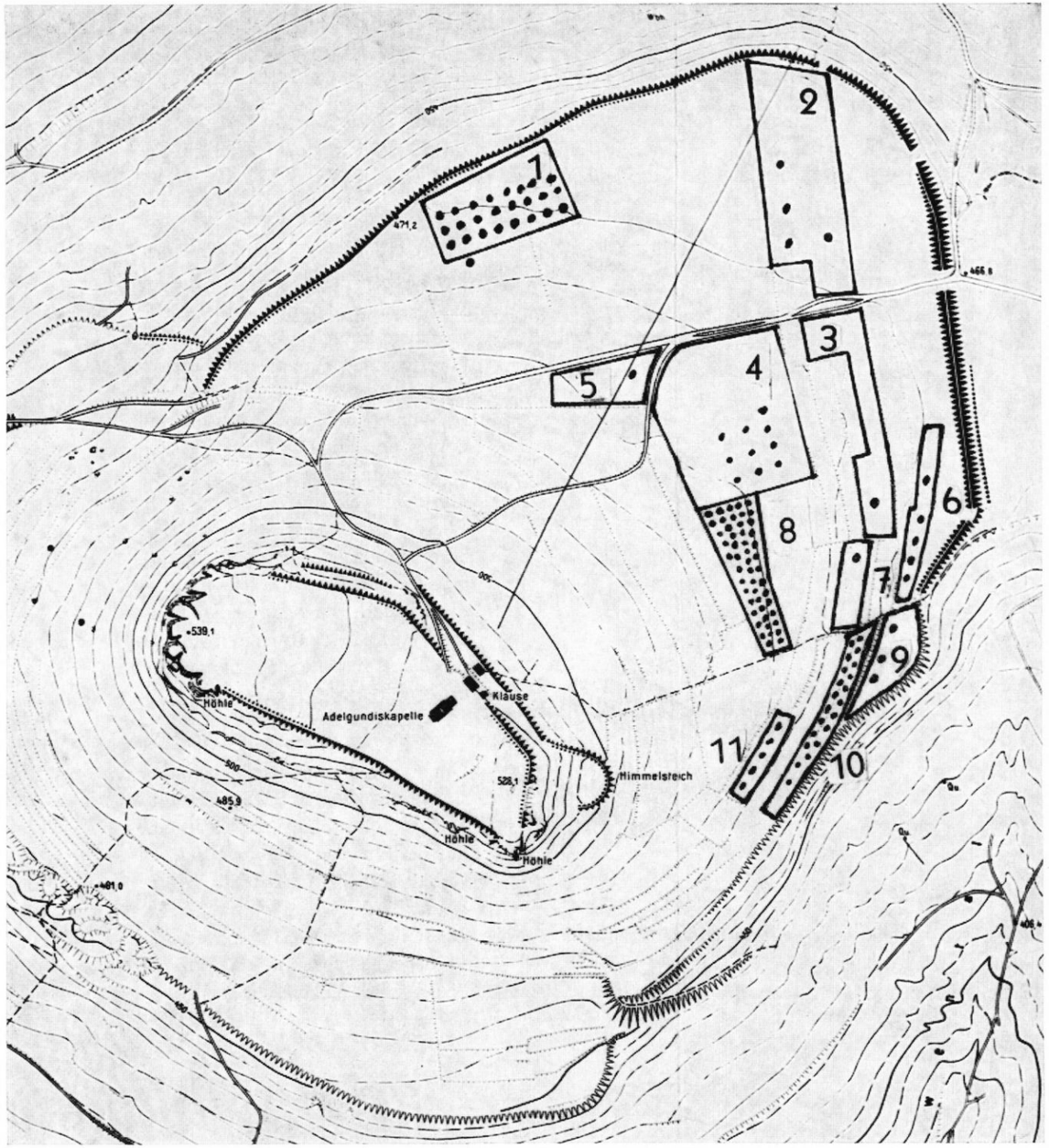
Um den Besiedlungsablauf bzw. die Besiedlungsdichte innerhalb der großen Wehranlage rekonstruieren zu können, erfolgte in den letzten Jahren eine eingehende Suche nach Oberflächenfunden im Bereich der unteren Hochfläche. Diesem Vorhaben wurden dadurch Grenzen gesetzt, daß nur ca. 10 Prozent der Gesamtfläche, ungefähr 5 Hektar von 49, durch Beackerung offen waren. Die offenen und somit abgesuchten Flächen liegen alle nordöstlich des Gipfelplateaus, z. T. sehr eng an den Wällen oder in deren unmittelbarer Nähe (s. Tafel 2). Das Fundmaterial beschränkt sich auf Keramik und Eisenschlacken. Durch intensiven Ackerbau wurden die Scherben stark verrollt und deformiert, trotzdem läßt sich eine größere Zahl zeitlich bestimmen. Die Anzahl der gefundenen Scherben bzw. ihre Häufung auf bestimmten Flächen sowie die Datierung ermöglichen eine Aussage über die Besiedlung der unteren Hochfläche (s. Tafel 2).

Die Vorlage des Fundgutes beschränkt sich nur auf eine statistische Auswertung und stellt keine speziell keramische Untersuchung dar. Insgesamt konnten auf den auf Tafel 2 bezeichneten Flächen über 1200 Scherben aufgelesen werden, die sich als repräsentativer Querschnitt werten lassen kann. Von der systematischen Untersuchung wurde das Gipfelplateau absichtlich ausgenommen, da sich die Arbeit nur auf die untere Hochfläche erstrecken sollte. Während die Suche auf der unteren Hochfläche mehr oder minder intensiv erfolgen muß, um Funde beizubringen, ist der Fundanfall auf dem Gipfelplateau dagegen weitaus höher. So konnte von dem Gipfelplateau eine Reihe von Altertümern aufgelesen werden, die der Vollständigkeit halber mit vorgelegt werden.

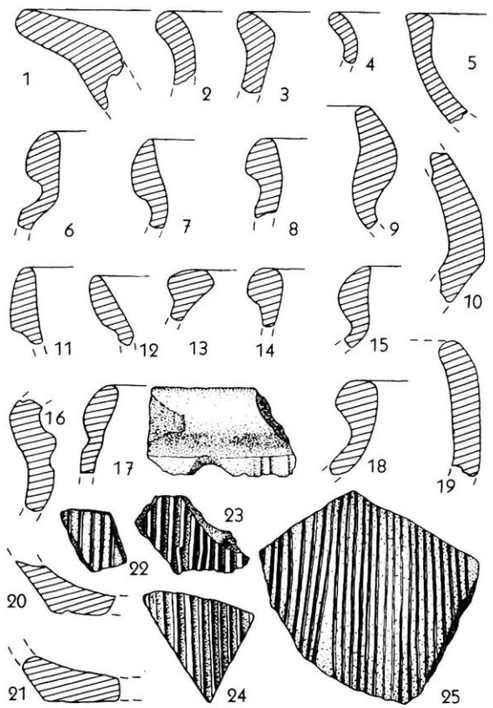
ZU TAFEL 2:

Die schwarz umrandeten Flächen zeigen die untersuchten Äcker. Die schwarzen Punkte versinnbildlichen die Anzahl der gefundenen Scherben, pro Punkt zehn Scherben. Die Anordnung der Punkte ist identisch mit der Fundlage. Als Arbeitsunterlage wurde eine Karte des Bayer. Landesvermessungsamtes benutzt, die als Beilage 3 zu Germania 41/1963 erschienen ist. Der vom Nordosten der Wallanlage bis zum Gipfelpunkt laufende Strich zeigt die Lage des untersuchten Kabelgrabens.

TAFEL 2



TAFEL 3



Fundgut der unteren Hochfläche, Maßstab 1:2

Fundbeschreibung

(untere Hochfläche):

Acker No 1, Plan Nr. 1141/1142 (s. Tafel 3).

Der Acker liegt am nördlichen Wall. Hier konnten über 240 Scherben aufgelesen werden. Die Häufung der Funde setzt in einer Entfernung von ungefähr 25 Meter vom Wall zum Zentrum des Berges hin ein. Die Häufung war z. T. so stark, daß sogar auf dem südlichen Teil des Ackers, der als Wiese nicht aufgeschlossen ist, Scherben aufgelesen werden konnten. Die Masse der Reste ist atypisch, jedoch lassen sich einige hallstattzeitliche identifizieren (Tafel 3; 1, 3, 5) sowie ein Profil, das der Urnenfelderkultur entspricht (Tafel 3; 10).

Unter dem Fundmaterial befinden sich ferner über 10 Stücke graphithaltige Ware, die spätlatènezeitlich ist. Hiervon weist wieder eine verhältnismäßig große Zahl Wulstränder auf, die wahrscheinlich durch ihre Stärke der Zersetzung an der Erdoberfläche am längsten Widerstand geboten haben Tafel 3; 14).

Außerdem konnten auf dem Acker Nr. 1, ohne daß eine besondere Häufung festgestellt wurde, 20 Eisenschlacken in Walnußgröße aufgelesen werden.

Acker Nr. 2, Plan Nr. 1136/1137/1138/1138½.
Ohne Fundhäufung 30 Scherben, davon 10 Spätlatène-, ein weiterer Hallstattzeit.

Acker Nr. 3, Plan Nr. 1163
10 Scherben, davon 5 Spätlatène, darunter ein Stück eines Wulstrandes.

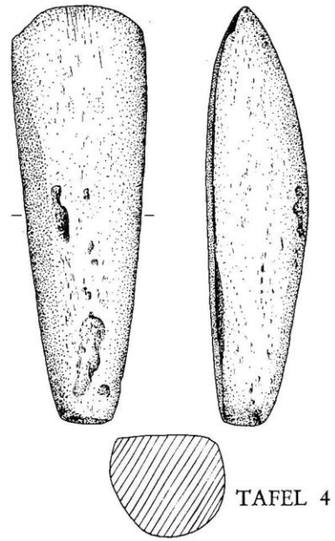
Acker Nr. 4, Plan Nr. 1160
100 Scherben, Fundhäufung im südlichen Bereich des Ackers. Mit Sicherheit ein Urnenfelderscherben und das Bruchstück eines Frühlatènegefäßes. Unter den 15 spätlatènezeitlichen Scherben 4 Bruchstücke von Wulsträndern (ähnlich Tafel 3; 6 und 15). Ferner ein Stück mit Kammstrichverzierung (ähnlich Tafel 3; 24).

Acker Nr. 5, Plan Nr. 1145
7 Scherben, z. T. sehr klein. Ein Stück stark oxydiertes Eisen in der Form eines Spinnwirtels. Durch diesen Acker wurde der Kabelgraben gezogen[4]). Bei der Untersuchung wurde an der südlichen Kante dieses Ackers eine Kulturschicht festgestellt (vgl. Literaturnachweis 4/1, ca. bei 300 m![4]).

Acker Nr. 6, Plan Nr. 1166
Acker in unmittelbarer Nähe des Hauptwalles, ca. 50 Scherben. Datierung nicht mit Sicherheit möglich.

Acker Nr. 7, Plan Nr. 1167 (nördlich des Fußweges)
Nur 5 Scherben, keine Zeitbestimmung möglich.

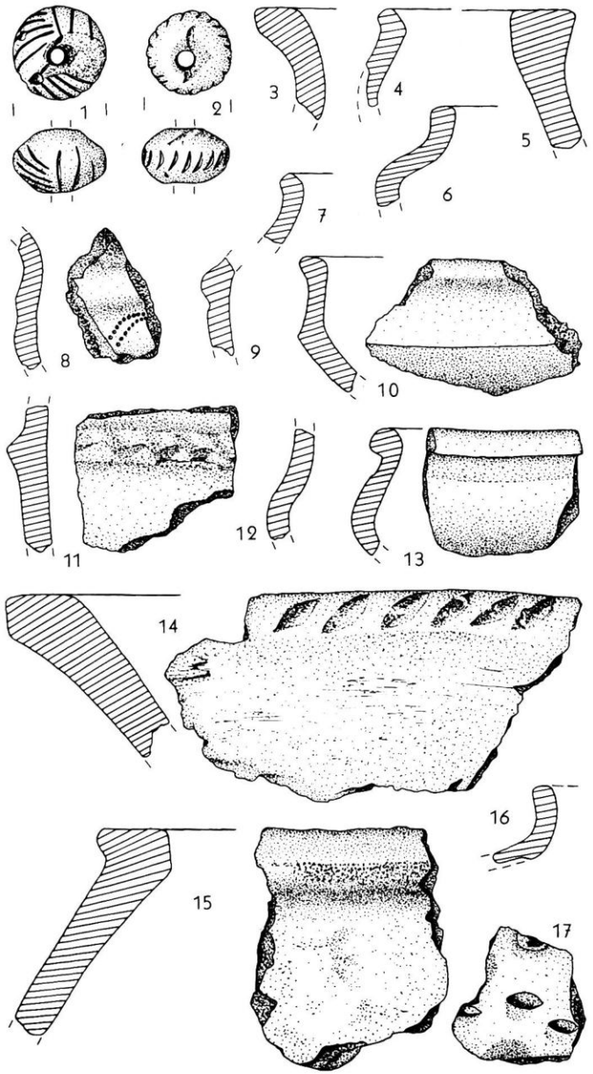
Acker Nr. 8, Plan Nr. 1169
Der fundreichste Acker der unteren Hochfläche. Hier konnten nahezu 500 Scherben aufgelesen werden. Von ihnen sind annähernd 80 Stücke einwandfrei als spätlatènezeitlich identifizierbar. Unter den spätlatènezeitlichen Bruchstücken befand sich wieder-



TAFEL 4

Jungsteinzeitlicher Schuhleistenkeil aus Amphibolit vom Gipfelplateau des Staffelberges, Acker südlich der Kapelle. Maßstab 1:2

TAFEL 5



Fundgut vom Gipfelplateau, Acker südlich der Kapelle, Maßstab 1:2

um eine verhältnismäßig hohe Anzahl von Randstücken (Tafel 3; 7, 8, 9, 11, 16, 18), darunter auch ein Bodenstück (Tafel 3; 21), Drehscheibenarbeit und ein Wandstück mit Kammstrichverzierung (Tafel 3; 24).

110 Eisenschlackenstücke in der Größe von einer Hasel- bis Walnuß lassen darauf schließen, daß es in diesem Gelände eine eisenverarbeitende Stätte gab.

Acker Nr. 9, Plan Nr. 1167 (zwischen Hecke und Wall)

27 Scherben, davon drei Spätlatène.

Acker Nr. 10, Plan Nr. 1167

Vorwiegend auf dem nördlichen Teil dieses Ackers, der sich z. T. eng an den östlichen Wall schmiegt, konnten ca. 210 Scherben geborgen werden. Darunter befinden

sich zwei Bruckstücke bandkeramischer Gefäße. Neben Randstücken (Tafel 3; 2, 6, 17, 19) sind auch mehrere Teile mit Kammstrichverzierung vorhanden (Tafel 3; 22, 23, 25). Bei einem Bodenstück eines spätlatènezeitlichen Gefäßes, das auf der Drehscheibe hergestellt ist (Tafel 3; 20), muß es sich um Importware handeln. Es fällt durch Ton, Brand und Formgebung vollkommen aus dem gewohnten Bild der sonstigen Spätlatènewaren vom Staffelberg heraus. Acker Nr. 11, Plan Nr. 1167
45 Lesescherben, darunter 6 graphithaltige (spätlatènezeitlich).

Fundbeschreibung (Gipfelplateau):
Bei den zahlreichen Begehungen der unteren Hochfläche wurde natürlich auch die Akropolis aufgesucht, wobei besonders schöne Funde aufgelesen wurden, deren Vorlage hier zur Vervollständigung erfolgen soll. Die Kenntnis der steinzeitlichen Besiedlung des Gipfelplateaus[8]) wird durch einen Schuhleistenkeil aus Amphibolit von 12,8 cm Länge bereichert (Tafel 4). Er kann gut zur Bandkeramik gehören, die ja vom Berge belegt ist [2], [3], [4]). Sicher jünger, doch nicht genauer klassifizierbar sind die beiden schön verzierten Spinnwirtel (Tafel 5; 1, 2), weitere Bruchstücke von Spinnwirteln liegen vor. Gleichfalls nicht einzustufen sind getupfte Wülste von Gefäßen (Tafel 5; 11). Der ausladende kantige Rand einer grobtonigen Schüssel mit Einstichreihe außen könnte der Urnenfelderzeit zuzuordnen sein (Tafel 5; 14). In die Hallstattzeit zu datieren ist der Rand einer Vase mit Resten von Graphitierung (Tafel 5; 7), vielleicht ebenso ein grautoniges Randstück mit gelblichem Überfang (Tafel 5; 4). Sicher in späthallstattische Zeit gehört das Fragment einer bronzenen Paukenfibel (Tafel 6). Die anschließende Frühlatènezeit ist belegt durch einen verdickten Schlüsselrand mit scharfkantigem Umbruch (Tafel 5; 10), durch profilierte Vasenränder und Wandungsteile (Tafel 5; 6), 12, 16), darunter eines mit den Resten einer Bogenzier aus eingestochenen Punkten (Tafel 5; 8). Rohe Töpfe mit nach außen verdickten Rändern lassen sich hier gleichfalls einordnen (Tafel 5; 3, 5, 15).
In die Mittellatènezeit gehören zwei Fragmente von Drehscheibengefäßen aus feingeschlämmtem Ton (Tafel 5; 9, 13), ihr Alter kann aber durchaus, wie Parallelen zeigen[6]), spätlatènezeitlich sein. Trotzdem ist es erstaunlich, wie gering der Anteil spätkeltischer Fundstücke beim Lesegut des Gipfelplateaus ist.
Während das Frühgermanische am Staffelberg noch nicht ausgeschieden werden konnte,

TAFEL 6

Fragment einer Paukenfibel, hallstattzeitlich. Fundort Acker südlich der Kapelle, links Rekonstruktion. Maßstab 1:2

scheint der hartgebrannte, dunkelgraue Scherben mit Fingertupfenzier (Tafel 5; 17) der spätrömischen Kaiserzeit (300—400 n. Chr. Geb.) anzugehören.

ERGEBNIS

Das vorliegende Fundmaterial läßt den Schluß zu, daß die untere Hochfläche innerhalb des Berings im letzten vorchristlichen Jahrtausend stellenweise dicht besiedelt war. Trotz der großen Zahl atypischer Scherben läßt sich doch ein Anteil, 10 bis 20 Prozent auf den einzelnen Flächen, als einwandfrei spätlatènezeitlich identifizieren. Die Ausscheidung der spätlatènezeitlichen Tonware ist durch die Beimengung von Graphit im Ton möglich. Bedenkt man, daß zum damaligen Zeitpunkt (Latène D) auch andere Tonware erzeugt und verwendet wurde, so kann der Fundanteil aus spätkeltischer Zeit noch höher veranschlagt werden [5], [6]).

Das Gesamtbild des vorhandenen Fundmaterials trägt die gleichen Züge wie das des Kleinen Gleichberges[7]). Es entspricht zwar dem Charakter der keltischen Tonware, läßt aber die periphere Lage des Staffelberges im Kulturbereich der Kelten zum Ausdruck kommen. Bemalte Tonware, wie sie im Zentrum des keltischen Machtbereiches charakteristisch ist, konnte nicht beigebracht werden. Die Ursache hierfür ist aber wahrscheinlich in der Lagerung der Scherben an der Erdoberfläche zu suchen. Im Oppidum Manching wurde bemalte Tonware nur bei der Grabung geborgen. Verschwindend gering ist der Anteil der Drehscheibenkeramik. Man ist versucht, einen Teil der auf der Drehscheibe gefertigten Stücke dem Import zuzuschreiben oder ihre Herkunft als Emballagen von Handelsgütern zu erklären. Glasreste konnten in dem untersuchten Bereich nicht gefunden werden. Die Häufung von Eisenschlacken auf Acker Nr. 8, Plan Nr. 1169, läßt darauf schließen, daß sich hier eine eisenverarbeitende Werkstätte befand, über deren Zeitstellung keine verbindliche Aussage gemacht werden kann.

Die Funde vom Gipfelplateau sowie die vereinzelt auf der unteren Hochfläche festgestellten Scherben aus der Jungsteinzeit, Hallstattzeit, eine wahrscheinlich frühgermanische Scherbe, sowie ein späteres Stück aus der Späten Kaiserzeit spiegeln das Bild des Besiedlungsablaufes wider, wie es bisher Reinecke dargestellt hat.

Das Ergebnis der Untersuchung ist bemerkenswert, denn die Auswertung der durch einen Kabelgraben verursachten Erdaufschlüsse von Romansthal bis zur Scheffelklause im Jahre 1960 erbrachte fast gar kein Fundmaterial.[4]) Die vorgelegte Arbeit ist mit ein Beweis dafür, daß der Staffelberg zurecht zu den spätkeltischen Oppida gezählt wird. Gleichzeitig zeigt sie, daß nicht nur mit dem Spaten vorgeschichtliche Erkenntnisse gewonnen werden können.

Hans Edelmann, Kulmbach:

DIE BESIEDLUNG DES ZWEIMAINLANDES IN GESCHICHTLICHER ZEIT MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON KULMBACHS UMGEBUNG

Aus vorgeschichtlicher Zeit konnten im Zweimainland wohl verschiedene Streufunde geborgen werden, doch waren hier weder Siedlungsreste noch Bestattungen zu entdecken. Nur bei Mainleus, 2 km nordwestlich der Vereinigung des Weißen und des Roten Maines, und auf dem langen Muschelkalkzug östlich von Kulmbach stieß man auf bronzezeitliche Gräber.

Über die Besiedlung der Lande um die beiden Maine liegen aus frühgeschichtlicher Zeit keine Urkunden vor. Das 12 km unterhalb der Mainvereinigung gelegene Kunstadt, später im Gegensatz zu Burgkunstadt Altenkunstadt genannt, wird bereits im 9. Jahrhundert erwähnt. Nicht viel später dürfte das zwischen den beiden Mainen liegende Melkendorf entstanden sein, dessen Name allerdings erst im Anfang des 14. Jahrhunderts in den uns erhalten gebliebenen Urkunden auftaucht. Aus der Zeit vor dem Jahr 1000 gibt es über keinen Ort des Zweimainlandes irgendwelche Nachrichten. Es sollen deshalb Untersuchungen über die von der Natur gegebenen Bedingungen für eine Besiedlung dieser Gegend angestellt werden. Dazu bieten sich vor allem an die Bodenbeschaffenheit, die Bewässerung und das Klima.

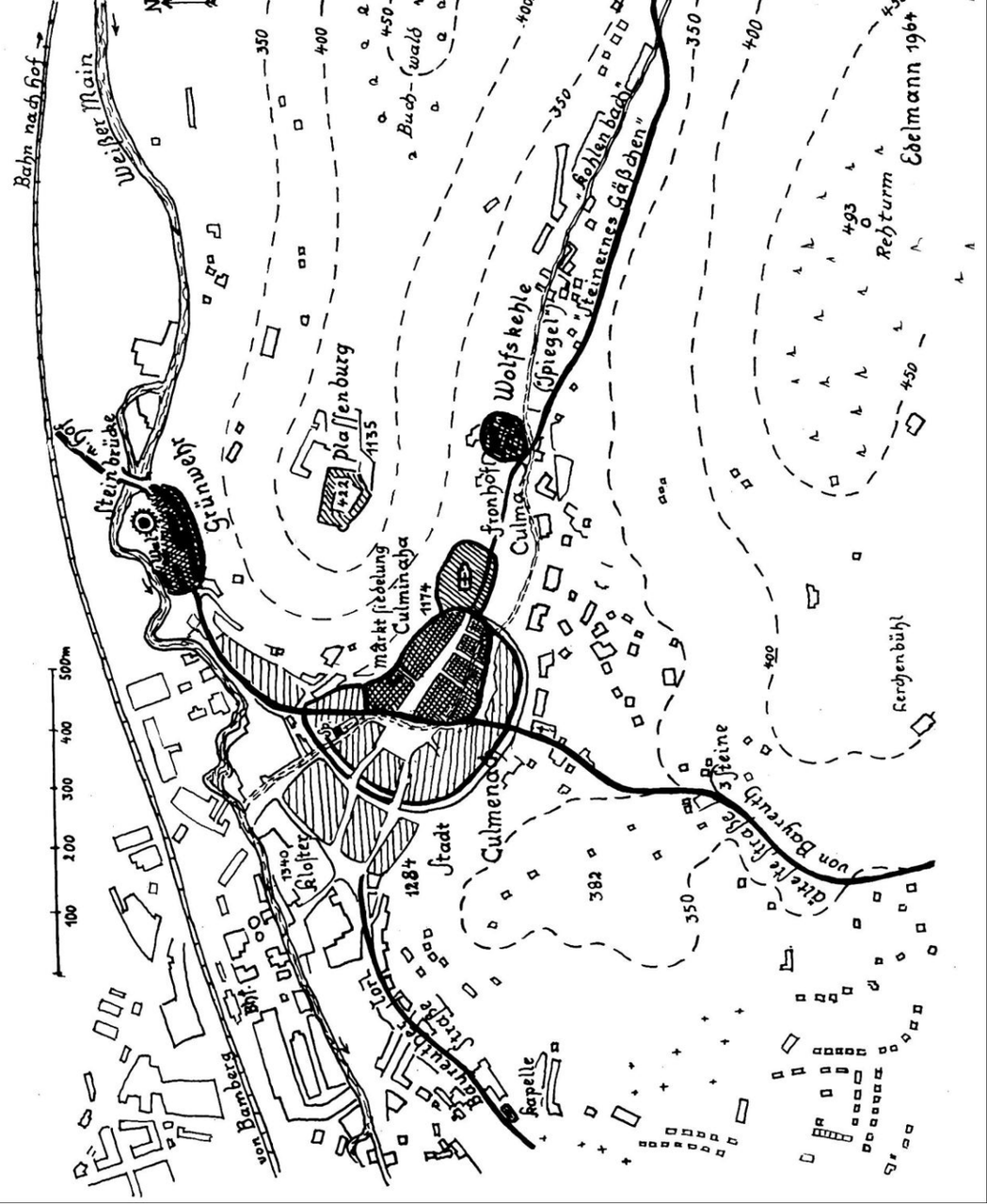
Das Land, das von den beiden Mainen entwässert wird, erstreckt sich zwischen dem Alten Gebirge, dem Fichtelgebirge und dem Frankenwald und der rund 20 km davon entfernten Fränkischen Alb. Während die ersteren aus Urgesteinen, Granit und Gneis, sowie aus Schichtgesteinen der Altzeit unserer Erde bestehen, aus Schiefern, Kalk und Sandstein und aus Massengesteinen ungefähr gleichen Alters, z. B. Diabas, sind die verschiedenen Schichten der Frankenalb aus Absatzgesteinen (Ton, Sand, Kalk) des Jurameeres gebildet worden. Das zwischen diesen Gebirgen liegende Land wird als Bruchschollenland bezeichnet, was besagt, daß es bei gewaltigen Erdbewegungen in große Landschollen zerfiel, die gegenseitig verschoben wurden. Daher kommt es, daß sich von diesen im Erdmittelalter entstandenen Gesteinsschichten viele nicht mehr in waagrechter Lagerung befinden, sondern gehoben oder gesenkt, ja schräg gestellt wurden. Diese Störungen bewirkten, daß verschieden alte und verschieden zusammengesetzte Bodenschichten nebeneinander liegen. In Frage kommen vor allem die Glieder der Trias, der Dreiheit von Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper, die meist in von

Südost nach Nordwest ziehenden Streifen angeordnet sind, also gleichlaufend mit der „Fränkischen Linie", der Fichtelgebirgsrandspalte.

Am meisten fällt in der Landschaft ein aus Buntsandstein bestehender Bergzug auf, der aus der Kronacher Gegend nach Südosten an Kulmbach vorbeizieht. Seine mehr als 500 m Meereshöhe erreichenden Erhebungen sind nicht nur an den Hängen, sondern auch auf der Hochfläche jetzt noch großenteils bewaldet.

Nach Nordosten schließt sich an den Buntsandstein ein aus Muschelkalk aufgebauter Höhenzug an, dessen markanteste Punkte der Kreuzberg zwischen Kronach und Unterrodach, die Weinleite bei Fölschnitz und Ködnitz, sowie der Bindlacher Berg sind. Der warme und trockene Kalkboden trug und trägt keine so geschlossene Walddecke wie der Sandstein und weist jetzt noch teilweise steppenförmigen Charakter auf. Bekannt ist die artenreiche Flora der Muschelkalkhochfläche und ihrer Täler. Schon in vorgeschichtlicher Zeit wohnten dort Menschen, was durch Funde aus der jüngeren Steinzeit und aus der Bronzezeit bewiesen wird, die in Grafendobrach, bei Zettlitz im Kreis Stadtsteinach, im Heidholz bei Lanzendorf und bei Bindlach geborgen wurden.

Den Raum zwischen dem Muschelkalkstreifen und dem Alten Gebirge und jenen im Südwesten des Buntsandsteins bis zur Frankenalb füllen Schichten der jüngsten Triasformation, des Keupers, aus. Sie sind ganz verschieden zusammengesetzt. Die Hauptmasse besteht aus Ton und Letten von dunkelroter oder blaugrauer Farbe. Zwischengelagert sind Bänke aus hellem Sandstein und aus Mergel, einer Mischung von Ton und Kalk. Vereinzelte Kalk- und Dolomitschichten bewirken eine Bereicherung der Pflanzenwelt. Die oberste Keuperschicht, gelber Sandstein, der Rätsand, bildet eine Terrasse vor der Fränkischen Alb und bedeckt weite Strecken des Landes, die fast überall Wald tragen (Mainecker und Limmersdorfer Forst). Auch auf den übrigen Böden ist der Anteil des Waldes in der Gegenwart noch ganz beträchtlich. So nimmt er im Landkreis Kulmbach nahezu die Hälfte der Nutzflächen ein. In früherer Zeit waren auch die meisten der jetzt Ackerland darstellenden Böden mit Wald bedeckt, insbesondere auch das fruchtbare Keuperland beiderseits des Roten Maines. Das beweisen die Namen der darauf gegründeten Dörfer, die durchweg sogenannte Rodungsnamen tragen. Viele davon endigen auf -reuth. Im Raum zwischen Kulmbach und Bayreuth zählt man 15 derartige Namen. Sie geben einen Anhaltspunkt für die Zeit ihrer Entstehung, die um das Jahr 1000 liegt. Der schwere Tonboden ihrer Fluren läßt sich nicht so leicht bearbeiten wie etwa sandiger oder lehmiger Schwemmlandboden. Darauf ist es zurückzuführen, daß man erst so spät an seine Kultivierung gegangen ist. Viel



älter als diese Rodungsdörfer sind die Orte, deren Namen mit -feld, -stadt oder -dorf gebildet sind. Aufschlußreich ist die Festsellung, daß man solche Namen vor allem mehr im Westen, insbesondere auch westlich des Roten Maines antrifft, z. B. Altdrossenfeld am linken Rotmainufer, Partenfeld am Friesenbach nahe seiner Mündung in den Main, Tannfeld, Hollfeld und Königsfeld auf der Albhochfläche. Letzteres, erst Königshofen genannt, wird schon im Jahre 741 genannt und liegt 10 km westlich von Hollfeld. Langenstadt am Roten Main und das bereits erwähnte Altenkunstadt sowie weiter flußabwärts Hochstadt, vertreten die Ortsnamen mit dem Grundwort -stadt. Von den Orten, deren Namen mit -dorf zusammengesetzt sind, zieht sich ein Kranz am Fuß der Frankenalb entlang: Kasendorf, Hutschdorf, Berndorf, Limmersdorf und Felkendorf. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt, etwa um die Wende des 9. zum 10. Jahrhundert, scheint die deutsche Besiedlung den Roten Main erreicht zu haben. Darüber hinaus nach Osten vorgeschoben ist Melkendorf, von dem schon die Rede war. Als Zeit seiner Entstehung nehmen die einen das Jahr 800, andere 890 an. Genaues weiß man nicht, denn die ältesten Nachrichten über Melkendorf gehen nur bis 1303 zurück, wo es Melchendorf hieß. Fest steht nur, daß die Gründung der dortigen Pfarrei schon vor der Stiftung des Bistums Bamberg erfolgte, weil sie ihren Zehnt an das Bistum Würzburg abgeben mußte. Der Sprengel der Pfarrei Melkendorf erstreckte sich bis hinaus in den Jura, bis Schirradorf und Seubersdorf, und umfaßte die Sprengel der späteren Pfarreien Thurnau, Kasendorf, Buchau und Peesten. Weil Kulmbach später als Melkendorf gegründet wurde, ist anzunehmen, daß es in kirchlicher Hinsicht ursprünglich ebenso dahin gehörte wie auch Trebgast. Die nördlich des Maines liegenden Orte Mainleus, Seidenhof, Burghaig und Petzmannsberg waren ebenfalls nach Melkendorf eingepfarrt. Sein Bereich erstreckte sich aber im Maintal nicht weit nach Osten, denn schon für das eine halbe Gehstunde von Kulmbach entfernte Kauernburg war Untersteinach zuständig, das wieder eine Filiale von Ober-, jetzt Stadtsteinach, bildete. Das Gebiet um diesen Ort war freies Eigen, Allod, der Grafen von Henneberg, die es 1151 an die Bischöfe von Bamberg verkauften. Es gehörte zum Radenzgau, den im 10. Jahrhundert die Grafen von Schweinfurt als erblichen Besitz innehatten.

Diese werden die Rodungstätigkeit im Rotmaingrund veranlaßt haben, welche zur Entstehung der vielen neuen Orte führte, von denen die meisten mit -reuth zusammengesetzte Namen tragen. Nachdem das Land am Obermain um Kulmbach durch Heirat an einen bayerischen Grafen von Diessen gelangt war, dessen Nachfolger 1135 die Plassenburg baute und sich nach ihr benannte (comes de blassenberg), erhielt die

Kolonisation neuen Antrieb. Planmäßig wurden an Straßen oder an Bächen entlangziehende Dörfer angelegt, die Straßen- oder Angerdörfer. Dazu gehören Waldau, Lindau, Pechgraben, Hegnabrunn, Neuenmarkt und Gössenreuth. Man nennt sie auch Frondörfer, weil die darin ansässig gemachten Bauern für die Plassenburg fronen, vor allem Bau- und Brennholz fahren mußten. Als Grundbesitz hatte jeder ein sogenanntes Lehen erhalten, das etwa die Größe eines halben Hofes besaß. Hinter dem Wohnhaus und den Wirtschaftsgebäuden ziehen sich Gärten, Wiesen und Felder in einem langen Streifen hin. Durch spätere Rodungen im angrenzenden Wald konnte die Dorfflur vergrößert werden.

In ungünstigen Landesteilen, z. B. auf den 200 m über dem Maintal liegenden Buntsandsteinhöhen wurde zuletzt versucht, durch Beseitigen des Waldes Ackerland zu gewinnen. Die Herrschaft unterstützte solche Bestrebungen. Das geschah u. a. in der Weise, daß man diesen Neusiedlern, denen es auf dem trockenen Boden oft an Viehfutter mangelte, fruchtbares Wiesenland in der Talaue zuwies. Daraus erklärt es sich, daß Mainwiesen unterhalb von Kulmbach seit Jahrhunderten und zum Teil noch heute im Besitz von Bauern sind, die stundenweit entfernt wohnen. Einzelne der zuletzt urbar gemachten Flächen auf geringwertigem Boden und in klimatisch ungünstigen Lagen überließ man später wieder dem Wald.

Die nach Süden und Südwesten geneigten Abhänge sagten von jeher den Siedlern besonders zu, vor allem als wegen der fast geschlossenen Walddecke das Klima feuchter und kälter war als nach den großen Rodungen. Dabei ist an die Abhänge zu denken, an denen im hohen Mittelalter Weinbau getrieben wurde, also an den Burghaiger, Petzmansberger, Pörbitscher und Kauernburger Hang, an die Weinleite bei Fölschnitz und Ködnitz, an den Südhang des Blassenberges und an den Abhang des Herrenberges bei Wickenreuth. An solchen Plätzen und an den Flüssen, bei Mainleus und Zettlitz etwa, könnten slawische Einwanderer seßhaft geworden sein, bevor sich hier Teile germanischer Stämme niederließen. Zuerst waren es wohl Thüringer, die von Norden her zuzogen. Für ihre Anwesenheit im Zweimainland fehlen allerdings noch zuverlässige Nachrichten. Einzelne Forscher glaubten wohl, daß die mit -roth, früher -rode zusammengesetzten Ortsnamen, Mainroth, Gärten- und Wildenroth, auf thüringische Siedler zurückgehen, was aber von anderen bestritten wird. Darüber jedoch ist man sich einig, daß bei Staffelstein, also weit mainabwärts, Gräber von Thüringern aus dem 6. Jahrhundert gefunden wurden.

Auch die Slawen sollen, zum Teil wenigstens, von Norden, von der Saale her an den Main und darüber hinweg in die Fränkische Alb gelangt sein. Die Franken dagegen

drangen nach ihrem Sieg über die Thüringer im Jahre 531 von Westen her als Eroberer nach Osten vor, von den Königshöfen Hallstadt, Forchheim und dem schon genannten Königsfeld. Das Zweimainland erreichten sie über Scheßlitz und Kasendorf, wo sie auf dem Berge ein Kastell errichteten, oder von Forchheim durch das Wiesent- und das Lochautal nach Alladorf, Kleetzhöfen, wo vor dem Abstieg ins Tal ein Reihengräberfeld angelegt wurde.

Als nächstes Hindernis stand dann den Franken der Rote Main im Wege, der aber verschiedene Furten aufwies. Eine solche muß sich zwischen Frankenberg oder Katschenreuth und Melkendorf befunden haben, wo dann schon frühzeitig bei Steinenhausen eine Brücke entstand. Etwas weiter flußaufwärts lag die Affalterfurt mit ihrem typisch fränkischen Namen in der geraden Linie zwischen Kasendorf und Kulmbach. Eine Furt bei Buch am Sand, die Treibfurt hieß, weil man das Vieh durch den Fluß treiben konnte, scheint geringere Bedeutung besessen zu haben. Wichtiger war ein Übergang bei Lanzenreuth, den die alte „Egerer Straße" benützte. Der Oberlauf des Roten Maines bot nur geringe Schwierigkeiten beim Überschreiten, etwa in Richtung auf die Urpfarrei Bindlach, von wo aus man nach Berneck und durch die Münchberger Senke weiter nach Nordosten gelangen konnte.

Der Weiße Main stellte auch ein Flußhindernis dar, besaß aber ebenfalls einige Furten. Da gab es die Blumenmauer Furt zwischen Melkendorf und Petzmannsberg, von der verschiedene Weg ausgingen. Bei Priemershof überquert jetzt die Kronacher Straße den Main oder vielmehr seinen Flutkanal. Früher bestanden dort nur Stege über das Wasser, und die von Kronach heranführende Straße kam über die Berge und lief von Oberpurbach herab in die Gegend des jetzigen Vorortes Blaich und dann zu der am linken Talrand befindlichen Steinernen Brücke. Diesen alten, wichtigen Übergang benützt auch die Hofer Straße. Die dortige aus Stein gebaute Brücke dürfte die erste dieser Art in der Gegend gewesen sein, so wie das Steinenhaus am Mainzusammenfluß das erste steinerne Wohn- und Wehrgebäude gewesen ist.

Wenn im Frühjahr der Main starkes Hochwasser führte und die Mainauen weithin überschwemmt waren, versuchte man den Fluß weiter oben zu überschreiten. Da lag zwischen Ködnitz und Trebgast „der Eberleinsfurt", wie man einst sagte. Zu ihm konnte man gelangen, wenn man bei Kulmbach nach Südosten abbog und die Höhe des Buchenwaldes bei Altblassenberg erstieg. Dann gab es verschiedene Möglichkeiten, hinab an den Fluß zu gelangen. Man konnte ihn bei Ebersbach, Ködnitz und Waizendorf erreichen. Bei letzterem Ort führt jetzt eine Steinbrücke hinüber nach Feuln, die

jedenfalls anstelle der einstigen Furt erbaut worden ist. Am anderen Ufer bestehen Wegeverbindungen nach Hegnabrunn, Neuenmarkt, Wirsberg und Marktschorgast, aber auch flußaufwärts nach Pretzendorf, dessen Name durch den des Klosters Himmelkron verdrängt worden ist, und nach Lanzendorf, einer ehemals würzburgischen Pfarrei. Alte Straßen führten schon zur Zeit Karls des Großen durch das Fichtelgebirge und nach Böhmen. Die Franken benützten sie in den Slawenkriegen. Das Innere des Gebirges wurde erst spät besiedelt, und zwar von Bayern, die aus dem Nordgau, der jetzigen Oberpfalz kamen. Daraus erklärt es sich, daß Bischofsgrün zum Bistum Regensburg gehörte.

Es war bereits davon die Rede, daß die Franken befestigte Königshöfe als Stützpunkte für ihren weiteren Vormarsch anlegten. Alle wichtigen Stellen entlang der Heerstraßen sicherten sie durch Befestigungen. So bauten sie, wie erwähnt, auf dem Turmberg bei Kasendorf das ummauerte Kastell, wo sich schon in vorgeschichtlicher Zeit lange Wälle hinzogen. An Flußübergängen und auf beherrschenden Höhen legten sie Erdwerke an, Gräben und Wälle. Meistens wurde in deren Mitte ein Hügel aufgeschüttet, auf den man einen hölzernen oder steinernen Turm errichtete. Solche „Turmhügel" sind vielfach erhalten geblieben; von anderen lassen sich im Gelände noch Spuren erkennen. Manchmal deutet nur ein Flurname, etwa Burgstall, auf die einstige Wehranlage hin. Ein gut erhaltener, mit einem Wassergraben umfangener Turmhügel ist bei Unteraufhof, Gemeinde Mainleus, stehengeblieben, während man in den letzten Jahrzehnten ringsum den Boden zur Kiesgewinnung aufgegraben hat. Oberhalb von Wirsberg befindet sich ein recht stattlicher Turmhügel auf einem Bergvorsprung. Eine kleine Insel in einem Weiher bei Kunreuth in der Nähe von Presseck stellt einen anderen Typ solcher Schutzanlagen dar, der in die Zeit der ersten Besiedlung zurückgehen kann oder erst in kriegerischen Zeiten errichtet wurde. — Sowohl in der Fränkischen Alb als auch im Fichtelgebirge und im Frankenwald konnte in den letzten fünfzig Jahren eine ganze Reihe von Turmhügeln erforscht werden.

In manchen Fällen benützte man den Platz einer solchen altertümlichen Wehranlage später zur Errichtung einer Steinburg, die einer Adelsfamilie als Wohnsitz diente. So geschah es in Untersteinach bei Stadtsteinach und in Partenfeld am Friesenbach. Dort sieht man noch die Ruinen einer Wasserburg in dem ehemaligen „Wal". Erst im 12. Jahrhundert errichteten die Grundherren oder ihre Dienstmannen Höhenburgen mit festen Steinmauern. Die mächtigste davon war die vor 1135 erbaute Plassenburg der Grafen von Diessen-Andechs. Eine ausgesprochene Felsenburg stellt die Burg Zwer-

nitz dar, nach der sich 1163 ein edelfreier Walpote von Zwernze nannte. Sie liegt auf der Albhochfläche bei dem Dorf Sanspareil mit seinem französischen Namen. Ein Turm in der Au, von den Förtschen von Menchau im 13. Jahrhundert erbaut, gab dem jetzigen Markt Thurnau seinen Namen. Der Turm wurde durch Anbauten zu einem stattlichen Schloß erweitert, das auf Felsen gegründet ist, aber auch Schutz durch gestautes Wasser genoß. Schloß Wernstein ging aus einer im 14. Jahrhundert von den Herren von Kindsberg (Künßberg) errichteten Burg hervor, deren Geschlecht auch eine Wasserburg in Schmeilsdorf besaß. Manche Grundherren versuchten wohl, die Zahl ihrer Untertanen durch Begünstigung von Neuansiedlungen zu vermehren, aber im allgemeinen war die Siedlungstätigkeit im 13. Jahrhundert abgeschlossen. Bald machte sich sogar infolge von Seuchen und Kriegen ein Rückgang der Bevölkerung bemerkbar. Schon damals, und nicht erst im Dreißigjährigen Krieg, wurden einzelne Ortschaften ganz aufgegeben. Derartige „Wüstungen", deren Lage manchmal durch Flurnamen verraten wird, gibt es in der Alb (Altenhollfeld, Kaltes Dorf) und auch auf den am spätesten gerodeten Buntsandsteinbergen, z. B. das „alte Dorf" bei Neufang, Gemeinde Lehenthal. Der Flurname „das alte Dorf" bei Wickenreuth am Fuß des einst mit Weinreben bepflanzten Herrenberges besagt, daß ein Dorf um einige hundert Meter seitwärts verlegt worden ist.

Nachdem sich das Land von den Folgen des großen Krieges erholt hatte, baute man bei manchen Dörfern, meist auf Gemeindeland, kleine Gütlein, sogenannte Selden oder auch Trüpfhäuslein, ohne jeden Grundbesitz als Wohnungen für Taglöhner oder Handwerker. Im ganzen gesehen blieb aber der Bestand an Höfen und Gebäuden durch die Jahrhunderte der gleiche. Erst die Industrialisierung im 19. und 20. Jahrhundert bewirkte einen mächtigen Aufschwung der Bautätigkeit. Ganz neue Arbeitersiedlungen wie Hornschuchhausen bei Mainleus entstanden. In den rings um Kulmbach liegenden Gemeinden, von denen Mangersreuth, Metzdorf und Kauernburg der Stadt einverleibt wurden, wuchsen infolge der gebesserten sozialen Lage Hunderte von Einfamilienhäusern aus dem Boden. Auch in den entfernteren Ortschaften, in denen sogenannte Pendler wohnen, deren Arbeitsstätten in der Stadt liegen, erhöhte sich die Baufreudigkeit. Der steigende Wohlstand mancher Bevölkerungskreise hatte eine ganz neue Art von Siedlungen im Gefolge. Wer es sich leisten konnte, baute sich ein Wochenend- oder Sommerhaus in landschaftlich schöner Gegend. Leider geschah dies nicht immer im Anschluß an ländliche Wohnorte, sondern abseits an Waldrändern, an ruhigen Plätzen mit schöner Aussicht und nach Möglichkeit in warmer Südlage. Neben diesen Bauten werden oft große Grundstücke eingezäunt und der Allgemeinheit entzogen. Auch die freie Natur kann dabei Schaden leiden, weshalb die Naturschutzbehörden das wilde Siedeln verbieten.

Nach der von Professor Dr. Ernst Schwarz in seinem Buche „Sprache und Besiedelung in Nordostbayern" vertretenen Ansicht, wanderten vor allem nach der Niederlage der Franken bei der Wogastisburg im Jahre 630 Slawen in das Gebiet am Obermain ein. Sie kamen sowohl von Norden als auch von Osten, mieden aber jene Gegenden, in denen schon Angehörige germanischer Stämme saßen, z. B. das Maintal bei Bamberg. Sie suchten in stillen Waldtälern und an Seitenbächen des Maines geeignete Plätze, an denen sie sich niederließen und von Jagd und Fischfang lebten, aber auf leichten Böden auch Ackerbau betrieben.

So soll die älteste Siedlung bei Kulmbach, deren Namen zwischen 1028 und 1040 mit C u l m a überliefert worden ist, nach Schwarz slawisch gewesen sein. Erst später sei er zu culminaha und culmach verdeutscht worden, nachdem fränkische Herren das Land in Besitz genommen hatten und verwalteten. In einer Zeit friedlichen Zusammenlebens von Germanen und Slawen könnten wohl einzelne Wörter wie culm, das Berg oder Hügel bedeutet, von den Franken übernommen worden sein, meist aber war es umgekehrt, nämlich so, daß die Slaven deutsche Bezeichnungen übernahmen und anwendeten. Infolgedessen starb schließlich die slawische Sprache hier ganz aus. Das slawische Culm konnte mit dem deutschen Wort für fließendes Wasser, nämlich mit aha oder ache verbunden worden sein, wobei culminaha, culmnach und schließlich Kulmbach entstanden.

Dieser Name tritt am Obermain an drei verschiedenen Stellen auf. Nahe der Landkreisgrenze von Kulmbach und Lichtenfels, bei der zur Gemeinde Buchau gehörenden Ortschaft Witzmannsberg, heißt ein Wald Kulmbach. Ob irgendeine Beziehung zur Stadt Kulmbach besteht, ist nicht bekannt. Wichtiger ist ein anderes Auftreten des Namens bei der jetzt zur Stadt Kulmbach eingemeindeten Ortschaft Ziegelhütten, früher Gemeinde Metzdorf. Dort kommt von den 460 m hoch liegenden „Dreien Brunnen" ein Bach, der den Namen Bergbach oder Kulmbach mit Recht verdient. Er mündet in die Dobrach, einen Zufluß des Weißen Maines. Im Landbuch des Amtes Blassenberg von 1398 wird „die alte Kulmbach am Heinzelsberg" genannt. Das ist der Wald links des Dreibrunnenbaches. Aber auch rechts dieses Baches hieß der Wald Kulmbach oder Kulmach, was im Volksmund zu Kulmich wurde. Diesen Namen trägt jetzt noch eine Waldabteilung rechts des alten Weges, der vom „Burgstall Metzdorf", beim alten Forsthaus von Ziegelhütten, auf die Höhe des „Merteinsberges"

500 m führte und über Oberndorf - Gumpersdorf Stadtsteinach zum Ziele hatte. Im Garten des Ziegelhüttener Forsthauses befand sich ein kleiner Weiher mit einer Insel, der auf dem Katasterblatt eingetragen ist, aber nach dem letzten Kriege eingefüllt wurde. Eine Quelle beim Anwesen hatte ihn gespeist. Neben diesem Burgstall, in dem einst die Land- oder Forstknechte wohnten, befand sich ein größerer Hof, während die meisten Anwesen der kurz vor 1500 erstmals genannten Ortschaft Ziegelhütten nur „Weinbergsfrongütlein" darstellten, die vom 14. Jahrhundert an entstanden sein können. Ob sich der Name „das alte Kulmach" nur auf den Bach und den Wald bezog, oder ob sich im frühen Mittelalter dort auch eine Siedlung befand, kann nicht nachgewiesen werden. Die Möglichkeit dazu war gegeben, weil sich dabei in etwa 350 m Meereshöhe eine eiszeitliche Terrasse mit einem Lehmlager befand, das Veranlassung zur Erbauung einer Ziegelhütte gab. Sie bestand noch im Anfang unseres Jahrhunderts.

Die Bezeichnung „das alte Kulmbach" hatte erst dann einen Sinn, nachdem es ein neues Kulmbach gab. Dieses, aus dem die Stadt Kulmbach hervorging, lag am linken Ufer des Weißen Maines, wo gleichfalls ein Kulmbach, jetzt fälschlicherweise Kohlenbach genanntes Gewässer von der Höhe herabkommt. Sein Ursprung befindet sich in 480 m Meereshöhe in einer Quellmulde zwischen den Orten Tennach, Heinersreuth und Maierhof. Mit starkem Gefälle eilt der Bach hinab zum Weißen Main. Eine Engstelle seines Tales heißt von altersher die Wolfskehle. Harte Buntsandsteinbänke erschwerten hier und weiter abwärts die Eintiefung des Bachbettes. Sie führten zur Entstehung von Wasserfällen mit darunterliegenden Kolken. An dem „oberen Wasserloch" wurde vermutlich in der Karolingerzeit ein Fron- oder Forsthof errichtet, neben dem das „Steinerne Gäßchen" bergauf führte. Es erreichte erst den finstersten Teil der Waldschlucht, die „Hölle", mit vielen herumliegenden Felstrümmern und ging dann über die Buntsandsteinberge, z. B. nach Trebgast oder Waizendorf, wovon schon die Rede war.

Der Hof in der Wolfskehle samt seinen Nebengebäude wurde durch eine Ringmauer geschützt, deren Verlauf sowohl auf dem Stadtplan als auch in Wirklichkeit zu erkennen ist. Auf ihn bezieht sich wohl die zwischen 1028 und 1040 in einer Schenkungsurkunde überlieferte Bezeichnung „Kulma". Nach der vor 1135 erfolgten Erbauung der Plassenburg verlor der Fronhof in der Wolfskehle an Bedeutung. Er blieb aber mit den bei ihm errichteten Gebäuden als Vorstadt weiterhin bestehen, auch nachdem gegen Ende des 12. Jahrhunderts zu Füßen der Burg die Marktsiedlung „Culminaha" von den Herzögen von Meranien planmäßig angelegt worden war. Sie wurde mehrfach erweitert und erhielt im 13. Jahrhundert Stadtrecht.

An den ziemlich steilen Abhängen der beiden Talseiten des Kulmbaches hatte man den Wald gerodet, obwohl sich das Gelände kaum für den Ackerbau eignete. An dem sonnigen Südwesthang des Burgberges gediehen aber Obst und Wein sehr gut. Wohl ist vom Ende des 17. Jahrhunderts an wiederholt die Rede vom „Spiegelgut", das dicht oberhalb des Fronhofes lag und sich im Besitz eines Ministerialengeschlechtes von Blassenberg befand, aber dann, ebenso wie der Fronhof, wiederholt in andere Hände überging.

Den Bürgern der Stadt, die man höchst ungünstig in das Tal des Kulmbaches hineingebaut hatte, fehlte es auch an Ackerland. Im Jahre 1400 erhielten sie von ihrem Landesherrn weit im Westen am Abhang des Galgenberges und in der Blumenau größere Flächen fruchtbaren Keuperlandes zur Pacht. Für jeden Anteil mußte ein Gulden entrichtet werden, weshalb der Name Guldenfeld, dann Goldenes Feld, dafür gebräuchlich wurde.

In Hinsicht auf den Verkehr zeigten sich bei Kulmbach ebenfalls beträchtliche Nachteile. Wohl kam eine Straße von Westen her, von Hallstadt oder Bamberg über Kasendorf und Melkendorf. Sie mußte das hochwassergefährdete Maintal meiden und zog am Fuß der Berge ostwärts. Dabei stellte das sumpfige Ufer des unteren Kulmbaches in der „Sutte" (= Sumpf) ein Hindernis dar, das umgangen werden mußte. Weitere Schwierigkeiten gab es beim Überschreiten des Maines oberhalb der Stadt. Zuerst benützte man dort wohl eine Furt, dann eine hölzerne und schon verhältnismäßig früh eine steinerne Brücke. Sie wird mit einem neben ihr befindlichen „Wal" im Landbuch des Amtes Blassenberg von 1398 erwähnt. Der mit Wasser umfangene Turmhügel diente zum Schutz des Flußüberganges. Er erhielt im 17. Jahrhundert den Namen „Grünwehr", der von „das krumme Werd", das ist die krumme Insel, abgeleitet sein dürfte. Schon frühzeitig, etwa in der Karolingerzeit, gab es dort einen Fronhof, um den sich Herbergen, Werkstätten, Ställe und Wohngebäude gruppierten. Daraus entstand eine kleine Siedlung mit einem Markt, dem späteren Geißmarkt, mit einem Palisadenzaun und mit Toren. Sie bildete ein Gegenstück zu dem Fronhof am Kulmbach in der Wolfskehle. Zwischen diesen beiden Urzellen entwickelte sich die Stadt.

Über die Steinbrücke im Grünwehr führte nicht nur die Hofer Straße, sondern — wie bereits beschrieben wurde — die alte Straße von Kronach. Sie bildete vielleicht die Fortsetzung einer von Süden kommenden Altstraße von Creußen, Altenstadt (Bayreuth) und Langenstadt am Roten Main. In das Kulmbacher Stadtgebiet gelangte sie über Weiher und den vorderen Teil des Rehberges (Dreisteine), von wo es steil ins

Kulmbachtal hinunterging. Um die starken Steigungen zu vermeiden, verlegte man später die Bayreuther Straße mehrmals weiter nach Westen. Die alte Straße von Bayreuth und Langenstadt könnte ein Teil des Fluchtweges gewesen sein, der 1003 vom Grafen Hezzilo von Schweinfurt benützt wurde, nachdem ihn sein König Heinrich II. bei Creußen besiegt hatte. In dem zeitgenössischen Bericht über diese Flucht des Empörers konnte der Name Kulmbach nicht erwähnt werden, weil es damals Stadt und Markt Kulmbach noch nicht gab, sondern höchstens den Fronhof in der Wolfskehle.

Zum Schluß sei noch kurz auf das Klima im Zweimainland eingegangen. Es zeigt sich für die Besiedlung nicht als ungünstig, denn es ist im allgemeinen gemäßigt und besitzt eine mittlere Jahrestemperatur von 7 Grad. Seine Vegetation entwickelt sich 2—3 Wochen früher als die auf den Höhen der Mittelgebirge, von denen die Zuflüsse des Maines und seiner Nebenbäche ihr Wasser erhalten. Während im hügeligen Keuperland das Klima ziemlich ausgeglichen ist, treten in der stärker profilierten Buntsandsteinlandschaft größere Gegensätze zwischen Nord- und Südhängen auf. Bezeichnend ist da die Benennung des Nordabfalles der Plassenburg als „Eisberg". Im Schorgasttal oberhalb von Wirsberg unterscheiden sich die beiden Talhänge stark durch ihre Sonnenbestrahlung, weshalb man bei ihnen von der Sommer- und der Winterleite spricht. Am Nordostabhang der Fränkischen Alb, vor allem an der Steilwand des Görauer Angers bei Zultenberg, hält sich im Frühjahr der Schnee oft einige Wochen länger als in der Niederung. Von Kulmbach aus kann man diese Schneereste sehen. Sie haben Ähnlichkeit mit aufgehängter Wäsche. „So lange die Zultenberger noch ihre Wäsche aufgehängt haben, so lange wird es noch nicht Frühling", heißt es im Volksmund. Die von Westen durch das Maintal heraufziehenden Gewitter werden durch die Berge nördlich des Flusses, vor allem durch den weit ins Tal vorspringenden Patersberg abgelenkt. Sie ziehen entweder links vorbei ins Rodachtal oder nach rechts in das weite Tal des Roten Maines, während sie das enge Tal des Weißen Maines meiden. Gefährlich für Kulmbach sind die von Osten über die Burg kommenden Gewitter, weil sie oft lange zwischen den Bergen hängen bleiben. Die Auswirkungen des Kleinklimas einer Gegend lassen sich am besten an der wechselnden Pflanzenwelt erforschen.

So wie das Land um die beiden Maine zwischen dem warmen Maintal um Bamberg und den Gebirgen liegt, nimmt es auch hinsichtlich des Klimas und der fallenden Regenmengen, im Jahresdurchschnitt 70 cm, eine Mittelstellung ein. Seine Besiedlung erfolgte deshalb später als die des unteren und des mittleren Maingebietes, aber einige Jahrhunderte früher als die von Frankenwald und Fichtelgebirge.

Martin Kuhn, Banz:

SANKT DIONYSIUS INMITTEN DER VIERZEHN HEILIGEN — SCHILDPATRON ALTER EUROPÄISCHER EINHEIT

Im Vierzehnheiligen-Land am Obermain liegt ein ungeahnter geistiger Schatz verborgen, den unsere Zeit neuer europäischer Verbindung und Vereinigung heben sollte.

AUFBRUCH DER FRANKEN

Als Chlodwig mit seinen siegreichen Scharen in Tours, Poitiers und Paris einzog, trafen die Franken auf schon erstarkte, durch den Tod vieler Martyrer geprüfte urchristliche Gemeinschaften in Gallien. Ihre südlichen Nachbarn, die Burgunder, hatten sich nach ihrer Bewährung in der ersten europäischen Entscheidungsschlacht auf den katalaunischen Feldern 451 — ergriffen stehen wir bei Chalons-sur-Marne auf den Lagerwällen des römischen Feldherren Aetius und schauen dem kleinen Bache nach, der acht Tage vom Hunnenblut gerötet war — in der Provincia Lugdunensis und Narbonensis zum christlichen Glauben bekehrt. Die Augustus-Tempel zu Vienne und Nimes werden zu Kirchen und bleiben so unzerstört der Gegenwart erhalten. Lugdunum (Lyon) mit seinem hoch über dem Zusammenfluß von Rhone und Saone gelegenen Forum vetus (Fourviere) wird Hauptstadt der Burgunder. 490 fand die Vermählung der 16jährigen burgundischen Prinzessin Chlotilde (474—545) mit dem Frankenkönig Chlodwig († 511) statt. Mit diesem Lebensbund begann die Christianisierung der Franken, die in der Taufe des Königs und seiner Edlen durch Bischof Remigius zu Reims am Weihnachtsfeste 496 neue Impulse fand. Die Alemannen waren besiegt. 507 senkten die Westgoten ihre Feldzeichen. 534 wird Burgund mit dem Frankenreich vereinigt. 400 Jahre hindurch vererbt sich nun unter den Merowingern und Karolingern der Glaube und das bewahrte Wissen aus den urchristlichen Gemeinden von Gallien.

URCHRISTLICHE GEMEINDEN IN GALLIEN

Die neue Lehre von Christus, dem Erlöser, war von Jerusalem nicht nur nach der Hauptstadt des Imperiums gekommen, sondern von allen Ufern des jenseitigen Mittelmeeres war sie auch nach der Provincia in Gallien: nach Marsilia und die Rhone-

straße herauf über Arles, Vienne und Lyon weiter noch dem Norden gedrungen. Uralte symbolische Legende der Provence läßt Lazarus mit den Heiligen Frauen in Les Saintes Maries de la Mer in der Carmargue landen. Über dem Uferfelsen der ersten Rast wird schon um 350 ein Kirchlein Sainte Marie de la Bargue erbaut. In der Felsenkatakombe der ersten Christen von Marseille wird heute das eingehauene Gesicht ihres ersten Bischofs Lazarus gezeigt, und ehrfürchtig folgen wir einer Prozession zur Büßergrotte der hl. Magdalena (Grote de la Sainte Baume — 80 km von Marseille) hoch im Küstenriffgebirge oder schauen den jährlichen südlich lärmfreudigen Festen der Ankunft der Barke (24. Mai) und der Drachenbesiegung durch Martha (Tarascon) zu.[1]) Ähnlich wie in Griechenland und Italien bildeten sich in den asiatischen Händlerkolonien und jüdischen Auslands-Synagogen kleine Christen-Gemeinden hier in Gallien. Auch in der afrikanischen Legion aus der Thebais, die an der Rhone stationiert war, findet unter den schwarzen Legionären bis hinauf zu den Offizeren wie Mauritius die christliche Lehre Eingang. Alle Magdalenen- und alle Mauritiusverehrung des Abendlandes hat hier an der Rhone ihre Anfänge. Die Edikte des Kaisers schaffen nun in allen Mittelmeerländern jene Marterungen und Tötungen, durch die die „kyriaki" — die dem Herrn gehörende Gemeinde: Kirche — nur um so enger sich zusammenschließt. Eusebius überliefert aus der Verfolgung unter Kaiser Marc Aurel einen Brief aus Lyon (177):[2]) „Die Diener Christi, wohnhaft in Vienne und Lyon, an die Brüder in Asien und Phrygien, die mit uns denselben Glauben und dieselbe Hoffnung auf Erlösung, Friede, Gnade, Glorie des Gottvaters und unseres Herrn Jesus Christus teilen . . . ." Die Leiber der 49 Toten dieser Verfolgung vom Jahre 177 zu Lyon und Vienne — so berichtet der Brief den Landsleuten jenseits des Mittelmeeres — wurden von den Heiden verbrannt und die Asche in die Rhone geworfen, um deren Auferstehung zu verhindern. Hier ein Stück fromme Anwendung von Traditionsbewußtsein der Südfranzosen: Jedes Jahr fährt im Mai eine Prozession in Kähnen — die Litaneien ihrer eigenen und der an anderen Gestaden Gemarterten betend und singend — von Lyon nach Vienne abwärts und streut Rosen in die Fluten der Rhone. Wie sie die Namen und Schicksale der Ihrigen: Glaubensbrüder und Landsleute nach Asien und Afrika gemeldet haben, so sind sicher auch — besonders aus den diokletianischen Verfolgungen um 300/310 — die Namen der Blutzeugen vom jenseitigen Heimatland an sie gekom-

ST. DIONYSIUS, Kirchenportal Banz, Baltasar Esterbauer, 1713 ➧

men. Gerade die letzten Namen wurden wohl über das Jahr 313 hinweg, das Jahr des konstantinischen christenfreundlichen Ediktes, mit besonderer Sorgfalt bewahrt als die der jüngst in die Glorie Christi Eingegangenen.

EIN BLICK AUF DIE WELTKARTE

Nahe der Durchfahrtsstraße ins Schwarze Meer wird in der blühenden Handelskolonie Nikomedia PANTALEON, der Leibarzt des kaiserlichen Statthalters, von einem Arztkollegen wegen seines Christusglaubens denunziert und um 305 enthauptet. Seine Verehrung beginnt bald nach seinem Tode im Hinterland Bithynien, und schon 320 ist in dem neugegründeten Konstantinopel eine Kirche auf seinen Namen geweiht.[3]) In der gleichen Stadt Nikomedia wird BARBARA von dem eigenen Vater, einem wohlhabenden Kaufmann, den Häschern ausgeliefert und um 306 durch das Schwert getötet. AGATHIOS (Achatius), ein Hauptmann, wird durch einen Unterführer in seinem Standort in Kappadozien, der nahen Grenzprovinz, verraten, weil er den Göttern nicht opferte. Außerhalb der Mauer von Konstantinopel findet die Hinrichtung statt. In seine Begräbniskirche werden 360 die sterblichen Überreste von Kaiser Konstantin I. († 337) überführt. Aus dem gleichen Kappadozien stammt der Soldat GEORGIOS, der in der Drachenbesiegung — auch in 55 anderen Legenden — symbolisch wohl den bythos drakon (Diokletian) bezwingt und Kappadozien befreit. Um 303 erleidet er zu Lydda (Palästina) den Tod. In den 120 Kilissi, den Felsenkirchen der Göreme, den uralten Heiligtümern der armenischen Christen, stand ich bewegt vor solchen Wandfresken: der Megalomartyr des Ostens und der Kämpferpatron des Westens auf weißem Pferd im Kampf mit dem Drachen — ein uns vertrautes Bild des Heiligen dort in seinem Heimatland! Der Bischof von dem nahen Sebaste in Armenien BLASIOS (Name aus Basilios verändert) aber wird hier noch nach dem konstantinischen Freiheitsedikt ergriffen und 316 ermordet.

Im südlichen Vorderasien wird der hilfsbereite, vielen Handelskarawanen sicher wohlbekannte Fährmann Lyciens Reprobus — als Christ CHRISTOPHEROS genannt — im Jahre 249 hingerichtet. Am nördlichen Ende der großen vorderasiatischen Handelsstraße in Chalcedon gegenüber von Konstantinopel erhielt eine Kirche im 5. Jahrhundert seinen Namen. In Antiochien, wo schon Paulus in Pisidien, hier im Inneren von Kleinasien, eine Gemeinde gegründet, war ERASMOS Bischof. Seine Flucht führt ihn in den Libanon, dann nach Italien. 303 wurde er in Campanien ermordet. Auch MARGARITA, die Tochter eines heidnischen Priesters, lebte in Antiochia, wo sie 307 wegen ihres Bekenntnisses zu Christus sterben mußte.

Nach seiner Flucht von Kleinasien nach Ägypten wurde EUSTATHIOS (Eustachius) noch einmal vom Kaiser als Feldherr gegen die Perser gerufen, trotz seines Sieges aber — weil er das Dankesopfer für die Götter verweigerte — 118 unter Hadrian mit seiner ganzen Familie dem Scheiterhaufen übergeben.

KATHARINA lebt in Ägypten. Aus edler Familie entsprossen und geistig hochgebildet, erleidet sie nach einem siegreichen Streitgespräch um Christus zwischen 305 und 312 in Alexandrien den Märtyrertod. Auf dem Berg Sinai, Fluchtstätte erster ägyptischer Eremiten, wird ihr Leib in einer von Kaiser Justinian erbauten Grabesbasilika beigesetzt. Schließlich kam die Kunde auch von näheren Gestaden, von Sizilien und Italien: Nachrichten in der diokletianischen Verfolgung über den Märtyrertod der beiden Jünglinge VITUS (um 304) und CYRIACOS (um 309). Das fromme Rankenwerk der Legende hat seine Wurzeln schon in der Frühzeit ihres von Asien und Afrika herüberwandernden, auch aus anderen Viten sich herleitenden Kultes.

DIONYSIUS — ERSTER BISCHOF VON PARIS

Gregor v. Tours († 594) berichtet in seiner Frankengeschichte[4]), daß Papst Fabian um 250 Bischof Dionysius mit sechs anderen Bischöfen nach Gallien gesandt habe. In Lutetia (Paris) ist Dionysius als erster Bischof von Paris mit dem Priester Rusticus und dem Diakon Eleutherius — entweder 272 unter Valerian oder um 290 unter Maximian — auf dem Kapitol Mons Mercuri (heute Montmartre — Worterklärung aus: mons martyrum) enthauptet worden.[5]) Nach seiner Hinrichtung — wie es auch von 19 anderen Märtyrern erzählt wird — soll er sein Haupt in die Hand genommen haben und bis zu der Stätte geschritten sein, wo er begraben werden wollte. Die Leiber der Blutzeugen wurden in die Seine geworfen, von Christen heimlich herausgezogen, begraben, und bald wurde dort eine erste Kapelle gebaut.[6]) Genovefa (422—502) errichtete 475 eine zweite größere Kirche, die gleiche, die die fränkischen Eroberer vorfinden. Ähnlich wie in Tours, wo die Franken auf die hohe Verehrung im turonischen Volk für den um 400 gestorbenen Bischof Mar-

tin stießen, diese übernahmen und ausbauten, verfuhren die Merowinger-Könige mit dem Andenken an den Märtyrerbischof in der Seinelandschaft. Damit gewannen sie das innerste Vertrauen der kleinen Völkerschaften und erhielten ein durch die Heiligen Martin und Dionysius sozusagen selbst geknüpftes Band für das werdende Reich so verschiedenartiger Stämme geschenkt, die ja alle bei der Verteidigung des Ganzen gemeinsam nach der einen unsichtbaren Schildpatronatschaft der Himmlischen aufschauten.

ZWEI KÖNIGINNEN HÜTEN HEILIGES ERBE

Wenn wir den Übergang dieser halbchristlichen gallo-romanischen Endzeit in das halbheidnische schon getaufte Urfrankentum erfahren wollen, müssen wir durch die langen Sarkophagreihen des Les Alyscamps vor Arles wandeln, wo Heide und Christ friedlich nebeneinander ruhen[7]), oder an die drei noch erhaltenen mannstiefen Baptisterien in Aix en Provence, Perthus oder Poitiers treten. Die wenigen kreuzgeschmückten Steindenkmäler in St. Jean-Poitiers belehren uns weiterhin über den Widerstreit der Kräfte. Hier wirkten zwei Frauen auswägend und heilend, zwei Königinnen, die freilich heute am Obermain, an der Grenze ihres ehemaligen Reiches, vollkommen vergessen zu sein scheinen.
Königin Chlotilde, die Chlodwig vier Söhne gebar und ihn nach seinem Tode 511 noch 34 Jahre überlebte, sollte gemäß ihrer christlich-burgundischen Tradition zum Heil des Reiches besonders segensreich wirken. Am Grabe von St. Martin zu Tours wohnend, stiftet sie Kirche um Kirche mit besonders dem heiligen Georg geweihten Altären. In ihrem burgundischen Stammland wird in Arles 512—524 eine neue Kathedrale errichtet: ein Seitenschiff ist St. Martin und eine Kapelle St. Blasius geweiht.[8]) Bischof Amelius († 520) konsekriert in dem südlich benachbarten Bordeaux eine Kirche zu Ehren von St. Dionysius, dessen Grab zu Paris von Venantius Fortunatus öfters besucht wird. Diesem Gelehrten und Dichter am Hofe verdanken wir ein herrliches, weit bekannt gewordenes Carmen auf St. Dionysius.[9]) Zu Recht vermeldet das Römische Martyrologium zum 4. Juni 545: „Es starb zu Paris die heilige Königin Chlotilde — —!"
Unter ihrem Sohn Chlotar brach durch die Entscheidungsschlacht bei Burgscheidungen an der Unstrut 531 das Großthüringische Reich zusammen, zu dessen Herrschaftsbezirk auch der Obermain mit der Staffelbergfeste und einem im Tal liegenden Friedhof gehörte.[10]) Als Geiseln kamen mit nach Poitiers die Königstochter

Radegundis, deren Bruder und viele edle Töchter unserer Landschaften. Radegundis selbst wird am Hof erzogen. 540 findet zu Soissons die Hochzeit zwischen Chlotar und Radegonde statt. Seit dieser Zeit wetteifern wenigstens noch fünf Jahre miteinander die beiden Königinnen: Schwiegermutter und Schwiegertochter, die Burgunderin und die Thüringerin, dem Reich sein christliches Sigillum zu geben. 545 stirbt Chlotilde, 552 begründet Radegunde mit 200 edlen Jungfrauen zu Poitiers eine klösterliche Gemeinschaft nach den Regeln des hl. Martin von Tours und Caesarius v. Arles. Im Römischen Martyrologium ist für den 13. August ihre Todestag mit einem hohen Lobpreis vermerkt: „Zu Poitiers (verstarb) die heilige Radegundis. Ihr Leben ist reich an Tugenden und Wundertaten".
Die Verbindung der westlichen mit der östlichen Christenheit bleibt bestehen. Dafür hier nur eine Begebenheit. Amalfried, Vetter und Jugendgefährte von Radegundis, war von Thüringen bis Konstantinopel geflohen. Ergreifend der Brief, den Radegundis (in kunstvoller Versform von Venantius Fortunatus stilisiert) von Poitiers aus nach Konstantinopel schreibt: „....Sehnend blickte ich umher / ob mir Grüße verkünde ein Lufthauch / Ach von dem teuren Geschlecht / blieb mir kein Schatten zurück — — —" Beide jungen Thüringer starben — wie auch später Radegundis — fern ihrer grünen Waldberge: Radegundis' Bruder wurde als Geisel ermordet, ihr Vetter fiel in einem oströmischen Gepidenkrieg. Später sendet Kaiser Justin II. an Radegunde in kostbar geschmiedetem Goldreliquiar aus Konstantinopel ein Stück des Kreuzes Christi, das Venantius Fortunatus durch den Hymnus „Vexilla Regis" verherrlicht und nach dem das Kloster in Poitiers Sainte Croix genannt wird. Viele Reliquien der großen Märtyrer kommen den gleichen Weg aus dem Osten. Das Haupt von Pantaleon wird von Karthago nach St. Jean in Lyon überführt, 1445 wird „ein Haupt des hl. Pantaleon" in einem Reliquienverzeichnis von Kloster Langheim (Oberfranken) aufgezählt.[12]) König Pippin überbringt 756 den Leib des hl. Vitus aus Italien nach St. Denis-Paris. St. Cyriakus erhält bei Lyon in St. Cyr eine Verehrungsstätte, 847 hören wir von dessen Reliquien in der Dionysiuskapelle bei Worms.[11]) Christopherus wird im 6. Jahrhundert Kirchenparton von Reims und Laon! St. Barbara erhält auf der Saone-Insel bei Lyon (neben zwanzig anderen Orten in Frankreich im Lauf der Geschichte) ein altes Kloster zubenannt, wo Karl der Große auf seinen Zügen in den Süden des Reiches rastet. Vom Sinai bringt ein Mönch Reliquien von St. Katharina nach Rouen. Georgs-Reliquien sind in St. Denis-Paris, sein Haupt seit 896 auf der Reichenau (Bodensee). Die Merowinger-Könige führten ihren Stammbaum auf einen Sohn

von St. Georg zurück. St. Margarete wird Schutzpatronin von 14 Orten und im besonderen des königlichen Eigenbesitzes. — In die Wälder bei Nimes (Provence) kommt aus dem Oströmischen Reich um 700 ein Einsiedler, der hl. Aegidius, der ein Kloster St. Gilles begründet. Als Freund von Karl Martell soll er in St. Denis den Dankesgottesdienst für den Sieg über die Sarazenen von 732 gefeiert haben. Sein Gebein wurde später von St. Gilles nach St. Servin in Toulouse übertragen.

Als Radegundis 26 Jahre nach dem Tode ihres Mannes 587 starb, wurde sie wie St. Chlotilde bald heiliggesprochen. 1400 Jahre bewahrte Poitiers in lebendiger Verehrung „das wahre Kreuz". Viele Sainte-Radegonde-Kirchen zeigen die Liebe des westfränkischne Volkes und nicht ohne Beschämung für unser Vergessen hier in Ostfranken stecke ich an dem schwarzen Marmorsarg in der Grabeskirche zu Poitiers eine Kerze für die südthüringische Königstochter als Gruß ihrer Heimat auf. Beide Königinnen haben mit Sicherheit nicht unwesentlich mitgeholfen, das Andenken an die frühchristlichen Märtyrer zu bewahren und dies als wunderbares Erbe an die späteren Jahrhunderte und an die Landschaften auch nach Ostfranken weiterzugeben.

SAINT DENIS — DAS KÖNIGSKLOSTER

In Lutetia-Paris wuchs die Verehrung von St. Dionysius durch die Franken: König Dagobert, der 629 das Gesamtreich neu zusammenfaßte, ließ 624 vor den Mauern von Paris ein großgeplantes Kloster Saint Denis unter dem ersten Abt Dodo erbauen. 626 werden die Gebeine in eine prächtig verzierte Grabstätte übertragen. Mönche des hl. Benediktus übernahmen am Grabe das laus perennis. Im Laufe der Jahrhunderte werden hier in St. Denis 25 Könige, 10 Königinnen, 84 Prinzen bestattet. Den Mönchen wird die Erziehung von merowingischen und karolingischen Prinzen, etwa Pippin und Karlmann, anvertraut. Marktrechte und Schenkungen vergrößern den Besitz. Für alle französischen Herrschergeschlechter: Merowinger, Karolinger, Capetinger, Valois und Bourbonen wird bis zur französischen Revolution das Kloster das Symbol der Macht und Würde.

Ein Glasfenster von 1250 zu Chartres schildert die urfränkische Vorstellung, daß der Heilige selbst die rot-goldene Heeresfahne, aurea flamma (Oriflam)[13]), die drei Tage in seinem Grabe geruht, dem König zum Heereszug nach dem Osten überreicht.[14]) Auf silbernem Leuchter brennt eine Ewigflamme vor seinem Altar, auf dem der Dankesgottesdienst für den unter dem Kampfruf: „Montjoie Saint Denis!" errungenen Sieg gefeiert wird. Seit dem 13. Jahrhundert bewahrt die Reichsabtei die Insignien des Königs.[15]) Um 750 wird der erste Neubau von Kirche und Krypta des Reichsklosters von Pippin begonnen. Abt Fulrad von St. Denis, sein Erzkaplan, und der ehrwürdige Bischof Burkhard von Virteburch (Würzburg) in unserem Ostfranken werden zu Unterhandlungen zum Papst nach Rom gesandt. Endlich kann Papst Stephan II. 754 an dem hochgestiegenem Hausmeister Pippin in St. Denis die Königssalbung vollziehen, wie auch 775 Karl der Große hier die Königsweihe erhielt. Der hl. Dionysius verlieh an diesem seinem Grabeskloster im eigentlichsten Sinn königliche Legitimation. An 44 Orten des Reiches wird Dionysius Patron von Kirchen und Klöstern. Abt Suiger (1122—1151) erbaut die heutige Kathedrale als würdigen Ausdruck für die geistig-religiöse Mitte des Abendlandes!

DIE ÄBTE FULRAD UND HILDUIN

Nach dem Sieg im Westen über die Sarazenen (732) werden nun seit 740 im Osten die Stammesherzogtümer mit Besatzung und Verwaltung näher in das Reich eingegliedert. So kommt die Verehrung von St. Martin als Patron für den Königshof und von St. Dionysius für das Kloster nach Alemannien und Bayern, nach Thüringen, nach dem Rheinland, nach Westfalen und Sachsen. Abt Fulrad, der aus einem edelfreien Geschlecht bei Schlettstadt im Elsaß stammt[16]) und seit 744 Erzkaplan und Kanzler von Pippin, Karlmann und Karl dem Großen ist, plant von 750 bis 784 unablässig für die Erweiterung des Besitzes und den Vorrang des Reichsklosters. Abt Hilduin (814—840) erhöht die Bedeutung des Heiligen selbst dadurch, daß er drei Namensträger in einen zusammenschaut und dem Dionysius von Paris 834 eine vita schreibt, wobei die Eigenschaften der anderen beiden auf den Bischof von Paris vereinigt werden. Die Herkunft aus Athen — nimmt er herüber von dem Areopagmitglied Dionysius, dem Paulus in Athen im Jahre 51 begegnet, die Beziehung zu den himmlischen Geistern und die Begleitung von Engeln — entlehnt er von dem Pseudo-Dionysius, dem Patriarchen Petrus d. Walker (Antiochia † 488), der 454 einen Engeltraktat: De caelesti hierarchia schrieb. An den Pforten der Kathedralen Paris, Reims, sicher auch einst Bamberg, steht Dionysius zwischen zwei Engeln. Selbst im Barock — auf dem Altarbild von Banz (Sebastian Reinhard 1714) oder in dem stabtragenden Engelchen am Gnadenaltar Vierzehnheiligen (Küchel-Feichtmayer 1772) —

bleiben die Engel Dionysius zur Seite.[17]) In der legenda aurea wird nach der durch Hinkmar v. Reims erweiterten vita noch zugefügt, wie Bischof Regulus v. Arles den Namen des Heiligen im Meßkanon nennt, wie Chlodwig dessen Armreliquie allzeit mit sich führt oder Dagobert durch dessen Hilfe die ihn zur Hölle schleppenden Engel zurückweist.[18])

FRÄNKISCHER AUSGRIFF IN DEN SÜDDEUTSCHEN RAUM

Um uns mehr auf das Obermaingebiet und seine spirituellen Zusammenhänge mit dem fränkischen Altreich zu konzentrieren, muß die oberitalienische Güterverteilung an St. Denis-Paris und St. Martin-Tours nach dem Zusammenbruch des Langobardenreiches vernachlässigt werden.[19]) Jedoch ist ein kurzer Blick auf die durch das erhaltengebliebene Testament Fulrads (777) angedeutete Linie von östlichen Besitzerwerbungen und deren Ausstrahlungen notwendig.[20]) Die lothringisch-elsässisch-badischen Gründungen überspringen wir. Im alemannischen Gebiet rechts des Rheines: Eßlingen mit seiner alten Vitaliszelle (als sexta cella super fluvium Neccra in Fulrads Testament) wird Besitz von St. Denis-Paris, erhält dessen Patrozinium, später das Marktrecht.[21]) In sua proprietate schenkt Karl der Große 774 Herbrechtingen / Brenz (Schwäb. Alb). Im Hegegau (Bodensee) folgt Hoppetenzell, danach nördlich Schwäb. Gmünd, Neckarsulm. Überall Dionysiuspatrozinien: Hiltensweiler (Bodensee)[22]), im bayer.-schwäbischen Voralpenland: Eurishofen (1150 erwähnt), Oberbeuren (neben dem Königshof Kaufbeuren 741). Dort beginnt eine Stadtsage: „Ein edler Herr (villicus) kam mit anderen königlichen Bedienten aus Frankreich nach Kaufbeuren . . . ."

Bayern: 760 wird Kloster Schäftlarn an der Isar (Skeftilari) unter dem ersten Abt Waltrich, einem mutmaßlichen Bekannten von Fuldrad v. St. Denis, durch Bischof Josef von Freising zu Ehren von St. Dionysius geweiht und erhält ad reliquias sancti Dionysii, die von Paris überführt worden waren, verschiedentlich Schenkungen (780, 800, 817).[23]) Es folgen: Schlehdorf (772), Pippinried (Kl. Altomünster), Scheyern (Dionysius-Reliquien 1619 in einem Verzeichnis), sicherlich gab es Beziehungen von Paris nach Salzburg.

In Österreich: im Bezirk Hallein, Vintschgau, Linz. Noch bei Leoben entdeckte ich eine ferne Filialkirche von Salzburg St. Dionysien mit Fresken des 15. Jahrhunderts. Im frühen Bayern lassen sich 22 Dionysiuspatrozinien feststellen.[24])

Auch nach Nordosten strahlt St. Denis von Paris aus. An die 20 Orte mit Patrozinien lassen sich an der Mosel und am Rhein aufzählen: Mettlach (713), Waldalgesheim (796), Kruft (844 zu Maria Laach gehörend), Prüm (762), Lüttich, Stadt Krefeld (vor 911)[25]) u. a. Das Kölner Bistum besitzt 17 Pfarreien St. Dionysius.

In Westfalen und Niedersachsen: An der Emsfurt bei Rheine (St. Dionysiuspatrozinium) entsteht die Curtis v. Reni mit der eben ausgegrabenen Lagerkirche des Stützpunktes. Um 780 beginnt die Mission von Abt Benrad v. Echternach: 795 kommen in der Folgezeit durch St. Liudger Dionysiusreliquien in die Nordmark. 30 Jahre vor Corvey wird Kloster Herford gegründet. Das nahe Dionysiusstift Enger mit Widukinds Grabstätte († 810) wie auch das Stift Quedlinburg (936) haben Reliquien von St. Dionysius. In dem sogenannten 21teiligen „Dionysiusschatz" hat sich eine merowingische edelsteingeschmückte Reliquientasche erhalten, womit auf Kriegsfahrten die schutzgewährenden Heiligtümer mitgetragen wurden.[26]) In Gandersheim dichtet Äbtissin Roswitha ein lateinisches Epos.

797 siegt bei Sievern und Lehe (heute Stadtteil von Bremerhaven) Karl der Große über die Sachsen. Während der Schlacht kniete Abt Fardulf in dem Zelt vor dem goldenen Dionysiusreliquiar. Ein Gedenkstein in Lehe kündet auch heute noch den Platz: Hic requievit St. Dionysius. Die Stadtlegende läßt Dionysius selbst nach Lehe kommen.[27])

> „Als unsere Vorfahren noch Heiden waren, kam der Heilige Dionysius nach LEHE und predigte hier das Evangelium von Jesus Christus. Die Leute aber wollten nichts von der neuen Lehre wissen. Sie nahmen Dionysius gefangen, um ihn zu töten. Da sprach er: ‚Schlagt mir das Haupt ab und legt es in meine linke Hand. Ich will dann noch eine Strecke fortlaufen und Euch damit beweisen, daß meine Worte von Jesus Christus Wahrheit sind. Wo ich niederfalle, sollt ihr mich begraben.' Die Heiden taten, wie Dionysius gesagt hatte. Sie schlugen ihm auf dem Klushofe (Nikolaushofe) das Haupt ab, legten es in seine linke Hand und er lief dann etwa 200 Schritte weit. An der Stelle, wo jetzt der Dionysiusstein steht, fiel er tot nieder, und dort wurde er begraben . . . ."

So wurden auch heute — wie vor 1200 Jahren — aus dem neuerwachenden Gemeinschaftsbewußtsein von Europa heraus am 30. Mai 1964 Reliquien von St. Dionysius

durch den Pfarrer von Saint Denys de l'Estrée (Paris) in die Dionysiuskirche Essen-Borbeck (vor 600 Jahren in der westfälischen Verehrungstradition begründet) feierlich übertragen.

IN MAINFRANKEN UND THÜRINGEN

Der ehemalige Schüler im Martinskloster von Tours, seit 822 Abt von Fulda, Rhabanus Maurus verfaßte für den Westchor der Kirche von Fulda den Weihespruch:

Baptiste et Domini hic Martinus Hiliariusque est
Hic Leo, Sylvester atque Dionysius,
Quos tumulo hic sacro Bonifatius adsociavit
Albanusque suus et Chilianus adest.

744 war durch Sturmius Fulda gegründet worden. Die Verehrung von Dionysius und Martinus mag bis auf Bonifatius zurückgehen. Damals schenkt Karlmann an das Würzburger Bistum 24 Martins-Eigenkirchen, und an der Fränkischen Saale tauchen merowingische Dionysiuspatrozinien auf: Wargolshausen-Filiale von Wülfershausen, Kloster Brachau u.a.[28]) Willibrod († 732) bekommt als Missionar in Thüringen 704 bei Arnstadt und Erfurt, sowie 716 bei Hammelburg vom Würzburger Herzog Hetan II. Güter, während 711 schon in Erfurt ein St.-Peter-Kloster begründet worden war. 719 erhält Bonifatius vom Papst seinen denkwürdigen Auftrag zur Mission in Thüringen. Aber erst aus späterer Zeit liegen sichere urkundliche Nachrichten über die Wanderung der Dionysius-Schutzpatronschaft aus dem Westen in unsere Landschaft vor: Bei der Einweihung des ersten Kaiserdomes zu Bamberg, welche 1012 von drei Bischöfen vollzogen wird, sind auch Dionysiusreliquien für einen Altar bereit:
„Sinistrum altare occidentalis altaris consecravit
Megingandus Trevernsis episcopus (1008—1016) in honorem s. martirum
Dionysii, Rustici et Eleutherii".[29])

UM DEN KLOSTERPATRON VON BANZ

Nachdem die für die Gründung Banz als echt festgestellte „Traditionsnotiz um 1070" nur Petrus als Klosterpatron benennt[30]), hat der Neubegründer Bischof Otto von Bamberg das Dionysiuspatrozinium erst zugebracht: „Die Kirche selbst

DE PASSIONE DIONYSII

Roswitha
von Gandersheim
930—1000

**„Gütiger Gott! Beschütze Dein Volk mit der Liebe des Vaters,
Das ich als Hirte geführt und genährt mit dem Worte des Glaubens."
Als Dionysius so sein flehentlich Beten vollendet,
Sinkt er getrost in die Knie und beugt ergeben den Nacken.
Gleich ihm tun's auch die beiden Jünger des heiligen Bischofs.
So empfangen sie dann den Schwertstreich des grausamen Henkers.
Aber auch nach dem Tod verstummt nicht ihr freudig Bekenntnis.
Sind auch die Häupter gefallen und schweigen reglos die Körper,
Fahren die stammelnden Zungen doch fort, den Herrn zu lobpreisen.
Und der jetzt enthauptete Rumpf des sterbenden Bischofs
Richtet sich plötzlich auf, umglänzt von strahlendem Lichte
Und, indem er mit starken Armen das eigene Haupt trägt,
Schreitet er aufrechten Gangs von der Höhe des Berges hernieder,
Wo er soeben sein herrlich Martyrium siegreich vollendet.
Schnell durcheilt er zwei Meilen der mühsamen Straße,
Bis er kommt an den Ort, der würdig, den Leichnam zu bergen.
Und da er in eiligem Lauf vom Berge herabsteigt.
Wird er begleitet von Engeln, die schweben in strahlender Helle,
Und sie singen mit lauter Stimme: Alleluja dem Herrn.
Nach diesen Wundern findet die gläubige Schar sich zusammen,
Um des Märtyrers Leib an jenem Ort zu bestatten,
Den er selber gewählt, als er im Laufe dort anhielt.
Sie umgeben mit höchsten Ehren den Hügel des Grabes
Sie begehen in Trauer die Totenfeier des Bischofs.
Dieses Grab ward herrlich durch die Verdienste des Toten.
Jesus offenbart seine Macht durch Zeichen und Wunder:
Blinde sehen und dem Stummen löst sich die Zunge,
Taube hören und fest wird wieder der Schritt der Gelähmten.
All das geschieht, weil der heilige Märtyrer Fürbitte einlegt.
Schwache und Kranke, die mit den verschiedensten Leiden behaftet,
Kommen zum Grab und kehren heim mit gesunden Gliedern.
An diesem Grab strömt häufig den Trauernden Trost zu,
Arme Sünder finden hier wieder die Gnade des Himmels,
Wenn sie in heißen Gebeten ein besseres Leben geloben
Und die eigene Schuld an des Märtyrers Ruhstatt beweinen.
Sankt Dionysius mög seine Fürsprach uns immer gewähren,
Er empfehle uns Christus, dem Herrn, und erfleh' uns Verzeihung,
Daß wir für unsere Schuld einen gnädigen Richter finden,
Und wir mit seiner Hilfe erreichen das ewige Leben.
Dann sind wir würdig, den Herrn in Ewigkeit zu lobpreisen,
Der nach den so schweren Kämpfen des irdischen Lebens
Seine heiligen Märtyrer krönt mit doppelter Krone.
Denn ihre heiligen Seelen erfreu'n sich des himmlischen Glückes,
Während zugleich im Grab frohlocken die totstarren Glieder
Über den glanzvollen Ruhm der Wunder, die sie verherrlicht.
Heil Dionysius Dir! Du hast gesiegt für immer!
Lob sei Dir, Ruhm und Ehre in alle Ewigkeiten!**

Ende des 266 Verse zählenden Epos (Migne PL 137)
Aus dem Lateinischen übersetzt von Karl Meid, Baden-Oos

haben wir im Jahre der Menschwerdung 1114 am 21. September feierlich zu Ehren des hl. Petrus, des Fürsten der Apostel, und des großen herrlichen Märtyrers Dionysius eingeweiht . . . .".[31]) Bischof Otto (1062—1139) gründete an die 20 Klöster, unter ihnen Langheim und Banz. Der vorletzte karolingische Kaiser Arnulf (845—899), der oft in Frankreich weilte, die Normannen zurückschlug, schließlich in Regensburg seine Pfalz baute und dort seine letzte Ruhe fand, hatte die Verehrung des Reichspatron nach Regensburg gebracht.[32]) Eine frühe Plastik von 1052 in St. Emmeran zeigt die alte Tradition der Verehrung. Die Hirsauer Klosterreform leitete neue Impulse für den Kult der altverehrten Heiligen — voran St. Dionysius — von den burgundischen Zentren aus weiter und es ist naheliegend, daß ihr Vorkämpfer in Deutschland Bischof Otto (1062—1139) etwa über Regensburg, wo er sechs Klöster errichtete, dem großen Heiligen von Paris einen zweiten Einzug in Ostfranken verschaffte. Erinnern wir uns, daß schon 100 Jahre früher bei der ersten Bamberger Domweihe 1012 ein Dionysiusaltar konsekriert wurde. Von Regensburg (Kloster Prüfening) holt Otto 1114 den Reformabt Balduin mit zwanzig Mönchen aus Hirsau (Schwarzwald) nach Banz. Sicher wurden zur Einweihung der Klosterkirche auch Dionysiusreliquien von Otto überführt, wie dieses für andere seiner zwanzig Klöster beurkundet ist:

für den Hauptaltar von St. Jakob Bamberg 1109, für Kloster Michelsberg 1120, für die Altäre von St. Getreu 1124, auch für seine elf Kirchen in Pommern. Was mag dabei Bischof Otto bewegt haben? Sicher stand ihm die alte Schutz- und Schirmpatronschaft des Heiligen im Großfrankenreich vor Augen.

In Banz zeugen heute noch sechs Darstellungen von der durch die Jahrhunderte lebendigen Verehrung des Kloster- und Reichspatrons: das gegossene Relief auf der Glockenwand der Dionysiusglocke 1682, Bild der Enthauptung im Choraltar von Sebastian Reinhard 1714, Bild der 14 Nothelfer von Bergmüller 1740, Skulptur in der Kirchenfassade von B. Esterbauer 1713, Bildstock am Friedhofsweg 1740, schließlich einige Siegel in verschiedenen Staatsarchiven, etwa 2 guterhaltene von 1296/97 im Geh. Haus- und Staatsarchiv in Coburg.

ZUR GRUPPIERUNG DER VIERZEHN HEILIGEN

Ob die Gruppierung im Dominikaner-Kloster zu Regensburg entstanden ist (nach Darstellungen: Wandgemälde 1331 und ein Domfenster von 1362/68) oder ob

die Gruppierung durch die Zisterzienser ausgeführt wurde, soll hier nicht weiter untersucht werden.[33])

Jedenfalls gibt es eine Tradition der Verehrung, die unabhängig von der ostfränkischen ist und früher als die hiesige Erscheinung von 1445 beginnt. In Tirol. Die Darstellungen in der Vigiliusjochkirche bei Meran 1380, im Vintschgau: St. Ulrich in Plan 1400, in Terlan 1407.[34])

In Frankreich preist ein französisches Lied um 1380 von Eustache Descamps eine Heiligengruppe um St. Denis. Erste gedruckte Missalen, wie dies zu Straßburg (1483) oder zu Utrecht (1514), nennen die Heiligenschar. — Aus Zisterzienserklöster dringen frühe Nachrichten: 1406 wird die von der Zisterze Raitenhaslach (Obb.) geförderte Wallfahrtskirche Margarethenberg geweiht. In der Zisterze Maria Bildhausen wird um 1354 eine Torkapelle, 1453 eine neue Kapelle, 1517 ein Nothelfer-Altar errichtet.[35]) Die Torkapelle diente dem Gesinde. Auch die Gesindekirche Hofstätten (1425 erbaut von dem Zisterzienser-Frauenkloster Sonnefeld, 1254) wird 1442 in einem Ablaßbrief von Hermann, Weihbischof von Akkon und Barfüßermönch zu Coburg, genannt: Sie ist Sankt Mauritius, voran Pantaleon und allen Vierzehnheiligen geweiht.[36]) In der zur Zisterze Waldsassen gehörenden St. Veitskirche Wunsiedel wird 1426 von einem Bürger eine Messe auf dem 14-Heiligen-Altar gestiftet.[37]) In der Spitalkirche von Lauf wird 1382 der Hauptaltar, in Auerbach 1384 die ganze Spitalkirche den 14 Heiligen geweiht. Kloster Ebrach O.Cist. hat eine alte Nothelfer-Tradition: 1482 läßt es seine Kapelle im Nürnberger Stadthof zu den 14 Heiligen weihen. In dem Langheimer Zisterzienserbesitz Haßlach (Frankenwald), der Heimat des Schäfers Leicht, war ein aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammendes Nothelferpatrozinium. Nach einer Quelle des 17. Jahrunderts war auch die Gesindekapelle in Langheim (1307 erbaut) den 14 Nothelfern, im besonderen St. Katharina geweiht. Hier kniete sonntags der junge Hermann mit seinen Eltern und flehte um Schutz, bevor er seine Schafe auf die Halden von Frankenthal trieb.

Bei den Erscheinungen von Frankenthal (1445/46)[38]) sollte man an viele ähnliche Erlebnisse von Hirten in dieser Epoche des ausgehenden Mittelalters denken.[39]) 17 Jahre vor der Vision des Hirtenknaben in Ostfranken ereignet sich in Westfranken für ein Hirtenmädchen die Erscheinung von zwei Heiligen aus der Nothelfergruppe: Katharina und Margareta. Kommen wir mit in das liebliche Tal der Meuse in Lothringen an den Erscheinungsort nahe der Quelle, wie sie auch

unter der Basilika Vierzehnheiligen verborgen vorhanden ist. Im Tal liegt Domremy mit dem erhaltenen Elternhaus von Jeanne d'Arc und der alten St. Margaretenkirche. Meine Gedanken gehen zu jenen hohen Stunden der beiden Hirtenkinder zurück. Hermann Leicht sieht am Peter- und Paul-Tag 1446 „vierzehn Kindtlein, die hatten an halb rot vnd halb weiss und das (Jesu-) kindtlein ein rot Creutz an seinem Herzen" — „wir sein die vierzehn nothelfer vnd woellen ein Cappeln haben, auch gnediglich hie rasten vnnd biß unser diener / so woellen wir dein diener sein!"

1429 erging an Johanna der Auftrag, das Vaterland zu retten. Später während ihres Prozesses[40]) in Rouen, beschreibt das Hirtenmädchen ihre Auftraggeberinnen aus dem stillen Heimattal, die ihr zusammen mit dem Engel Michael bis in den heute noch stehenden düsteren Henkersturm von Rouen treu und nahe geblieben sind. Frage des Richters: „Woher wißt Ihr, daß es die hl. Katharina und die hl. Margareta sind, die mit Euch sprachen? Seht Ihr die beiden immer in die gleichen Stoffe gekleidet?" Antwort: „Ich sehe sie immer in der gleichen Gestalt. Sie tragen auf ihren Häuptern kostbare Kronen. Dies wurde mir vom Herrn mitzuteilen erlaubt. Ich weiß nichts von ihren Kleidern . . . ."

SANKT DIONYSIUS — PRIMUS INTER PARES

Die Erscheinung der 14 Heiligen förderte die lebendige, sich steigernde Verehrung im Volk, mag man auch im 15. und 16. Jahrundert deren Herkunft, Schicksal und Verehrungsweg im einzelnen nicht mehr gekannt haben. Auch das Wissen um die Patronschaft von St. Dionysius für das Großreich ging im wesentlichen und allgemeinen verloren, wie heute St. Denis neben St. Martin im Westen wohl nur als reiner Nationalheiliger betrachtet wird. Die Vorrangstellung aber, die Dionysius auf allen unseren ostfränkischen Bildern unter den 14 Heiligen einnimmt, ist ein bilddokumentarischer Beleg dafür, daß die Christenheit rechts des Rheins sein urfränkisches Ansehen als primus inter pares — erster inmitten der anderen seit alters verehrten Heiligen — treu für das ganze Abendland bewahrte.

Matth. Neidhardt (gen. Grünewald, † 1528) malt 1503 Dionysius innerhalb der 14 Heiligen für den Hochaltar von Bindlach (jetzt in Lindenhardt). Er stellt ihn in den Vordergrund, rechts und links durch Erasmus und Aegidius begleitet und größer als die anderen Personen, dem hl. Georg als Ritterpatron gegenüber. Der Lehrer von Albrecht Dürer, Michel Wolgemut, malt zur gleichen Zeit die 14 Heiligen (in der Kapelle der Stadtkirche von Königshofen) und gibt Dionysius

im Ehrengeleit zwischen Erasmus und Blasius den vordersten Platz. Auf dem zerstörten Altar von Veit Stoß (um 1500) für das Benediktinerstift St. Mang steht auf einer erhaltenen Mitteltafel St. Dionysius zwischen Magnus und Georg.[41]) Auch im Tiroler Bereich wahrt der Heilige auf der Altarpredella der Schloßkirche Matzen bei Brixlegg (1500) seine Vorrangstellung im Vordergrund, ähnlich wie auf der Predella des Großkochberger Schnitzaltars aus der Saalfelder Schule (1500) in Thüringen.[42])

Dies Bewußtsein um den Vorrang von St. Dionysius ging auch in den späteren Jahrhunderten den Künstlern nicht verloren. Als Beispiele: das Hochaltarbild der Vigiliuskirche in Thaur bei Hall (Tirol 1658) oder das Nebenaltarbild von Banz (1740) von J. G. Bergmüller. Wenn man in der Basilika Vierzehnheiligen auf den Gnadenaltar (1772) zutritt, hat auch hier unter den 4 größten Figuren (Cyriakus, Erasmus, Blasius, Dionysius) Dionysius auf der rechten Seite den eigentlichen Ehrenplatz inne, während die anderen Heiligen verkleinert in 2 Etagen auf dem Rundaltar dargestellt sind.

BESCHLIESSUNG UND AUSBLICK

Mit dem Verlassen des Diesseits hatte — wie wir es durch die Jahrhunderte erforschten — der große Heilige sein Wirken erst begonnen. Seine Gestalt ist hier am Obermain lebendig geblieben. Unter den halbgeschlossenen Lidern seines abgeschlagenen Kopfes blickt er, als steinerne Figur über der Kirchenpforte von Banz stehend, auf die Hüter seines Andenkens — fern seiner Grabstätte von Paris, fern der Mitte des alten Frankenreiches — und doch nahe der Mitte im neuen Bewußtsein um das Werden seiner europäischen Völkerfamilie. Sind wir nicht reich, im Vierzehnheiligenland am Obermain solche Heiligtümer der Vergangenheit und der Zukunft zu besitzen?

Und ist es nicht eigen, daß auch jenseits der Zonengrenze zwischen Jena und Apolda, von der sächsischen Kurfürstin Margareta begründet und 1464 vom Naumburger Bischof eingeweiht, ein spätgotisches thüringisches Vierzenheiligen-Kirchlein[43]) die Verehrung von Sankt Dionysius inmitten der Vierzehn Heiligen dort im Osten bewahrt? So schauen wir nach Westen und Osten und rufen von hier aus dem alten und wachen Schildpatron des Abendlandes bittend und voller Vertrauen zu:

Sancte Dionysi salva vos et salva nos!

Emil Neidiger, Neustadt bei Coburg:

DIE HENNEBERGISCHE NACHBARSCHAFT DER OBERMAINLANDE ZUR ZEIT DER HERZÖGE VON MERANIEN

Im Jahre 1037 wird Boppo VIII. in der Reihe der uns bekannt gewordenen Gaugrafen des Grabfeldes als erster Graf von Henneberg genannt. Seitdem führt er die Bezeichnung Boppo I. von Henneberg. Von ihm aus lassen sich ununterbrochen seine Nachfahren bis zum Aussterben des Geschlechts der Grafen von Henneberg im Jahre 1583 urkundlich belegen. Er war verheiratet mit Hildegard von Thüringen, der Tochter Ludwigs mit dem Barte, die nach ihres Gatten Tod eine zweite Ehe mit Thymon von Nordeck einging. Dessen Haus hatte sowohl im Frankenwald bei Stadtsteinach wie im Thüringer Wald bei Zella-Mehlis Besitz; dessen Abstammung aber darf von der Burg Nordeck bei Stadtsteinach angenommen werden. Die Grafen von Henneberg waren mit Boppo I. in die hohe Reichspolitik eingetreten, als dieser auf der Seite Kaiser Heinrichs IV. (1056—1106) gegen den Gegenkönig Rudolf von Schwaben kämpfte, wobei der Henneberger am 12. 8. 1078 in der Schlacht bei Mellrichstadt fiel. Nicht weit nördlich dieses unterfränkischen Städtchens erhob sich

Siegel des Grafen Berthold (VII.) von Henneberg (Schleusingen) von einer Urkunde vom 30. Oktober 1323 des Stadtarchives Coburg. (U 2 verwahrt im Bayer. Staatsarchiv Coburg)
Foto: Paul Rütsch

unmittelbar jenseits der heutigen Zonengrenze über dem thüringischen Dorf Henneberg der spätere, 1525 zerstörte Stammsitz der Grafen von Henneberg. Dieser könnte sich ebensogut auf einen Turmhügel im Dorf gründen, wie mit der sofortigen Erbauung und späteren Erweiterung der Burg auf dem gleichnamigen Berg über dem Dorf erwählt worden sein. Den Namen Henneberg werden die Grafen angenommen haben zu der Zeit, als der Adel unter dem fränkischen König und späteren Kaiser Konrad II. (1024—1039) die Erblichkeit der Reichslehen erlangt hatte. Auch die Henneberger, als einstige Grafen des Grabfeldgaues, strebten nunmehr danach, zu selbständigen Territorialherren aufzusteigen. Obwohl sie nachweisbar von 1098 ab lange Jahre das Burggrafenamt von Würzburg innehatten, mit dem ihnen neben der Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit u. a. auch der Schutz des Bistums und als Entlohnung dafür die Reichslehen in dessen Bereich übertragen waren, standen sie bald in ständigen Auseinandersetzungen, die oft die Form offenen Kampfes annahmen, mit dem Würzburger Bischof. Es ging hierbei um die beiderseitige Abgrenzung der landeshoheitlichen Zuständigkeiten im einstigen Grabfeldgau. Dieser reichte im Großen betrachtet von der Rhön im Westen bis zur Steinach und Rodach im Osten, dem Rennsteig des Thüringer Waldes im Norden und im Süden bis zum Main. Heute versteht man unter dem Grabfeldgau im allgemeinen nur noch die unmittelbare Umgebung von Königshofen.

Zwanzig Jahre nach diesem ersten urkundlich belegten Auftreten eines Grafen von Henneberg verstarb 1057 mit Herzog Otto von Schwaben der letzte männliche Sproß des Hauses der ehemaligen Markgrafen von Schweinfurt. Diese hatten nach ihrem Aufstand gegen Kaiser Heinrich II., dem Begründer des Bistums Bamberg, zwar ihre sämtlichen, vor allem ihre Macht begründenden Grafenämter verloren, jedoch war ihnen weitgehend ihr Eigenbesitz in Franken belassen worden. Er fiel mit dem Tode des letzten Schweinfurters an dessen Gemahlin und Töchter. Von ihnen interessiert uns hier vorerst besonders Gisela, die mit dem am Ammersee beheimateten Grafen Arnold II. von Andechs verheiratet war. Neben dem ihrem Gatten als Heiratsgut bereits zugebrachten Streubesitz in Franken, erwarb dieser nun als väterliches Erbgut seiner Gattin vorwiegend den Besitz des Hauses Schweinfurt um Kulmbach und Bayreuth. Damit kamen die Grafen von Andechs in das fränkische Land. Erstmals tauchen sie nachweisbar 1113 hier auf und mit Bertold II., Giselas und Arnolds II. Sohn, sind sie 1135 als Besitzer der heutigen Plassenburg belegt. Diese Burg wählten die Andechser zu ihrem Hauptsitz in Franken. Auf Bertold II. folgte sein Sohn

Bertold III. von Andechs-Plassenburg, seit 1173 Markgraf von Istrien, dann dessen Sohn Bertold IV., der noch zu Lebzeiten des Vaters (1180) von Kaiser Friedrich I. mit dem Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien (dafür bald die Bezeichnung Meranien oder Meran) in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Bertolds IV. von Meranien Schwester Sophia, nach anderer Lesart Margarete, vermutlich mit dem Doppelnamen Margarete Sophia, heiratete Graf Boppo VI. von Henneberg und brachte ihrem Gatten die Burg Struve-Strauf, den heutigen Straufhain nahe Rodach bei Coburg, mit dem zugehörigen Umland aus andechs-meranischem Besitz, in die Ehe. Die bisher nur entfernt nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen den Andechs-Meraniern auf der Plassenburg zu den Grafen von Henneberg waren nun zu nahen verwandtschaftlichen geworden. Darüber hinaus aber war es den Hennebergern geglückt, im ostwärtigen Teil des einstigen Grabfeldes Fuß zu fassen. Dies sollte für das Coburger Land von entscheidender Bedeutung werden; denn besonders in diesem Bereich verdichteten sich von da ab die nachbarschaftlichen Berührungen der beiden Territorialherren, da die Henneberger ständig bemüht blieben, von ihrer neuerworbenen Burg Strauf aus ihren Besitz besonders in südostwärtiger Richtung auszuweiten.

Von der Gräfin Margarete Sophia wird berichtet, daß sie sich viel mit Spinnen an der Spindel beschäftigte, kunstvoll stickte und Fahnen, Meßgewänder und Altardecken gefertigt habe. Ihr Gemahl, Boppo VI., steht in dem Ruf, ein tapferer Herr mit ritterlicher Bildung gewesen zu sein. Er war ein Zeitgenosse und treuer Anhänger Kaiser Barbarossas, den er auch auf seinem Kreuzzug im Jahre 1189 ins Heilige Land begleitete. Von diesem kehrten sowohl der Kaiser wie der Henneberger nicht in die Heimat zurück. Graf Boppo VI. starb am 14. September 1190 in fernem Land, wie auch sein Vater, Berthold I. von Henneberg, 1157 in Syrien sein Leben hingegeben hatte. Sein Bruder Boppo V., im Jahre 1156 kinderlos verstorben, hatte die Vogtei für das ostwärts von Worms gelegene, 774 gegründete, bedeutende Benediktinerkloster Lorsch inne. In der als Grabkapelle errichteten Eingangshalle ruhten Ludwig der Deutsche und Ludwig III.

Die Brüder Berthold I. und Boppo V. aus dem Hause Henneberg übergaben 1151 dem Kloster Langheim bei Lichtenfels die Salzquellen von Lindenau bei Heldburg in Thüringen. Ein Jahr vorher hatten sie dem Bischof von Bamberg die Burg und Herrschaft Nordeck bei Stadtsteinach im Frankenwald überlassen. Diese waren dem Hause Henneberg im Jahre 1120 mit dem Ableben Gebhards von Nordeck, des Sohnes

aus der bereits erwähnten zweiten Ehe von Boppos I. Ehefrau Hildegard mit Thymon von Nordeck zugefallen.

Von den Söhnen Boppos VI. von Henneberg auf Burg Strauf aus dessen Ehe mit Margarete Sophia von Andechs wurde Heinrich II. von Strauf Ritter des deutschen Ordens. Er hinterließ keine Nachkommen. Sein Bruder Berthold II. übernahm die Regierung der hennebergischen Lande von 1190—1211. Er war Burggraf von Würzburg und Anhänger des jüngsten Sohnes Kaiser Barbarossas, des Königs Philipp von Schwaben, der 1208, am Tage nach der Vermählung seiner Nichte Beatrix von Burgund mit dem Vetter Bertholds II. von Henneberg, Herzog Otto I. von Meranien, ermordet wurde. Die Treue des Hennebergers zu den Hohenstaufen wankte auch während der Zeit des Gegenkönigs, des Welfen Otto IV. nicht und ließ ihn für den Staufenkaiser Friedrich II. (1215—1250) eintreten. Zu Maßfeld „auf grünem Plane" wurde der Minnesänger und Dichter des Parzifal, Wolfram von Eschenbach, von Graf Berthold II. von Henneberg (nach anderer Lesart von dessen Bruder Boppo VII.) zum Ritter geschlagen. Doch schon neun Jahre nach 1211 erfolgtem Ableben Bertholds II. starb mit dessen Sohn Berthold III. dieser Zweig des Hauses Henneberg aus. Der Nachlaß fiel an Graf Boppo VII. von Henneberg.

Der vierte der Brüder, Otto, erhielt nach einer noch vom Vater getroffenen Verfügung die Burg Botenlauben bei Kissingen, nach der er sich fortan auch nannte. In ihm kam wohl das geistige Erbe der andechs-meranischen Mutter zum Ausdruck. Als ein Zeitgenosse Wolframs von Eschenbach und des an seinem Lebensabend in Franken ansässigen Walter von der Vogelweide war Otto von Botenlauben ebenfalls Dichter und Minnesänger. Aufgewachsen am Hofe des schöngeistigen, auch Dichtung und Minnesang ausübenden Kaisers Heinrich VI. (1190—1197) und mit diesem in Sizilien weilend, schloß sich Otto zusammen mit seinem andechs-meranischen Vetter Heinrich von Wolfratshausen dem vom Kaiser aufgebotenen Kreuzzug an.

Als nach der Ankunft der Kreuzfahrer in Akkon in Palästina die Nachricht vom Tode des plötzlich in Messina verstorbenen Kaisers eintraf, löste sich das Ritterheer auf, und viele der Ritter kehrten nach Hause zurück. Den Dichter Otto von Botenlauben fesselte das Heilige Land. Er blieb in Palästina, gelangte dort zu Ruhm und Ansehen und heiratete die Tochter Beatrix des reichbegüterten französischen Ritters von Courtenay, der Seneschall, d. h. oberster Hofbeamter des Königs von Jerusalem war.

Nach Verkauf seines Jerusalemer Besitzes kehrte Otto von Botenlauben mit seiner Gattin Beatrix und seinen beiden Söhnen um 1225 in die fränkische Heimat zurück. Nach achtjähriger glücklicher Ehe mit Adelheid von Hildenberg, der einzigen Erbtochter eines großen Besitzes bei Fladungen im ostwärtigen Vorland der Rhön, lösten der Sohn Otto II. und seine Gattin Adelheid freiwillig ihre Ehe. Otto II. wurde Ritter des deutschen Ordens und übergab seinen gesamten Besitz dem Bischof von Würzburg. Seine Gattin Adelheid trat in das Kloster St. Markus zu Würzburg ein, nachdem der achtjährige Sohn Adalbert aus dieser Ehe in klösterliche Erziehung gegeben worden war. Heinrich, der jüngere Bruder Ottos II., hatte sich bereits früher dem geistlichen Stand gewidmet. Er starb nach 1235 als Kanonikus im Stift Haug zu Würzburg. Bald aber folgten die Eltern, Graf Otto I. von Botenlauben und seine Gattin Beatrix, dem Beispiel ihres Sohnes Otto und lösten ebenfalls freiwillig ihre Ehe. Ihr gesamter Besitz wurde an den Bischof von Würzburg verkauft. Mit dem Erlös gründeten sie das Zisterzienserinnenkloster Frauenroth bei Aschach in Unterfranken, welches sie auch zu ihrer Grablege bestimmten. In der von der einstigen Klosteranlage allein verbliebenen, verkleinerten schlichten Kirche kündet heute noch das ergreifend schöne Grabdenkmal von dem hohen Stifterpaar, das zu den besten Steinbildwerken Unterfrankens gehört. Damit war ein in drei Generationen blühender Zweig des Hauses Henneberg noch zu deren Lebzeiten erloschen. Alles Eigentum beider Familien mit den Burgen Hildenberg, Lichtenberg und Botenlauben war an das Hochstift Würzburg übergegangen. Für das Gesamthaus Henneberg, das sich in ständiger Auseinandersetzung mit Würzburg bemühte, seinen Einfluß im ehemaligen Gau Grabfeld zurückzugewinnen und zu festigen, war diese Selbstaufgabe eines großen Besitzes ein schwerer Verlust, der Macht und Ansehen des Hauses Henneberg empfindlich schwächte. Es wurden ja nicht nur die Burgen allein, sondern auch das jeweils zu ihnen gehörende Umland und die dort wohnende und arbeitende Bevölkerung mit übergeben. Diese Art einer dem Irdischen vollkommen entsagenden Religiosität finden wir im gleichen Zeitraum in der andechs-meranischen Verwandtschaft der Henneberger wieder, wie uns Leben und Wirken der hl. Hedwig und hl. Elisabeth aufzeigen.

Die Reihe der Grafen von Henneberg wurde fortgesetzt durch den bereits kurz erwähnten dritten der Brüder, Graf Boppo VII., dem vom Vater die Burg Struve oder Strauf als Sitz zugewiesen war; nach kurzem Aufenthalt auf der Henneburg, siedelte er freilich nach Schleusingen über. Im Jahre 1171 geboren, regierte Boppo VII. von 1190 bis zum Ableben seines Bruders Berthold im Jahre 1211 mit diesem zusammen,

von da an selbständig. Im Jahre 1216 nahm Boppo VII. am erfolglosen Kreuzzug des Königs Andreas von Ungarn teil. Des ungarischen Königs Gemahlin, Gertrud von Andechs-Meranien, die Mutter der hl. Elisabeth, war eine Nichte der Mutter Boppos VII., Margarete Sophia aus dem Hause Andechs-Meranien. Im Jahre 1220 wurde auf der Burg Strauf ein hennebergisches Erbmarschallamt errichtet. Wohl als Dank für Boppos VII. Treue zum Hause Hohenstaufen verlieh ihm der neugewählte Kaiser Friedrich II. ein Bergbau- und Salzprivilegium, worin neben der Gerichtshoheit ein unverkennbares Merkmal ihm zustehender Landeshoheit zu sehen ist. Im Jahre 1227 nahm er am Kreuzzug Friedrichs II. teil. Da Boppo VII. von Henneberg mit dem Bischof von Würzburg in ständigen Auseinandersetzungen stand, gab er im Jahre 1230 das unter diesen Umständen bedeutungslos gewordene Burggrafenamt Würzburg auf. Durch die Gunst des Kaisers verblieb er aber im Besitz der mit diesem verbunden gewesenen Reichslehen. In den Jahren 1236/37 wurde Boppo VII. zum Nachfolger des verstorbenen Bischofs Eckbert von Bamberg aus dem Hause Andechs-Meranien vom Kaiser zum Reichsstatthalter von Wien ernannt.

Graf Boppo VII. war in erster Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Grafen von Wildberg, verheiratet. Dessen Haus geht ebenfalls auf eines der alten Gaugrafengeschlechter im Grabfeld zurück und hatte seine Stammburg Wildberg vor dem nördlichen Westabhang der Haßberge. Der Ehe entsprossen neben zwei Töchtern zwei Söhne, von denen Heinrich III. zusammen mit seinem Stiefbruder Hermann I. aus der zweiten Ehe des Vaters, die hennebergischen Lande übernahm. Der zweite Sohn, Berthold IV., wurde Bischof von Würzburg, konnte sich dort aber nicht halten und wirkte später unter Beibehaltung seines Bischofstitels mit kirchlicher Zustimmung als Weihbischof des Erzstiftes Mainz.

Seine zweite Ehe ging Graf Boppo VII., nachdem er das 50. Lebensjahr bereits überschritten hatte, im Jahre 1223 mit der Tochter Jutta des Landgrafen Hermann von Thüringen, Witwe des Markgrafen Dietrich des Bedrängten von Meißen, ein. Die ihm zugefallene reiche Mitgift seiner Frau verwandte Boppo, um seine Grafschaft von der Burg Strauf aus nach Südosten, zum Rodach- und Itzgrund hin, also vor allem im heutigen Coburger Land, zu vergrößern. Dies gehörte neben den Herzögen von Meranien, vor allem den Herren von Wildberg, wie überhaupt ein großer Teil des coburgischen Gebietes im eigentlichen Sinne vorerst durch Käufe, später durch Erbschaft aus wildbergischem Besitz an die Henneberger überging, so u. a. auch die späteren Städte

Hildburghausen und Eisfeld. Von den Herren von Wolfsbach (Wolveswac), deren Name heute noch in den coburgischen Dörfern Ober- und Unterwohlsbach weiterlebt, wurde um 1230 die Lauterburg mit einer Reihe zugehöriger Dörfer nordostwärts von Coburg erworben. Das etwa um 1235 erkaufte Schloß Callenberg, nordwestlich von Coburg, machte dem Henneberger der Bischof von Würzburg strittig; es verblieb beiden Herren schließlich je zur Hälfte. Größerer Besitz bei Coburg, auf den wir noch näher zu sprechen kommen, stand im Eigentum des Benediktinerklosters Saalfeld. Ein unüberwindbares Hindernis im Vordringen zum Main hin im Bereich des einstigen Banzgaues bildete für die Henneberger die am Füllbach südlich von Coburg verlaufende Grenze des großen, dem Kloster Banz gehörenden sogenannten Lichtenfelser Forstes. Dieser stammte von Alberada (Berta) von Schweinfurt, einer Tochter Herzog Ottos von Schwaben und damit einer Schwester der mit Graf Arnold II. von Andechs verheirateten Gisela von Schweinfurt. Alberada, verheiratet mit Graf Hermann von Habsberg, stiftete im Jahre 1070 auf ihrer Eigenburg über dem Maintal das Benediktiner-Kloster Banz. Sie stattete es mit ererbtem Eigenbesitz, u. a. dem bereits erwähnten Lichtenfelser Forst, aus und übergab es dem Bischof Hermann I. von Bamberg. Wenn auch der Stiftung nicht der ganze Banzgau zugrunde lag, so reichte wertvoller Streubesitz über den großen Lichtenfelser Forst hinaus bis in die Gegend von Neustadt (bei Coburg) und Effelder.

Aus der Ehe Boppos VII. mit Jutta gingen ein Sohn, Hermann I., und drei Töchter hervor, von denen Margarete die Gemahlin Konrads, des letzten Grafen von Wildberg, wurde. Durch diese Ehe wurde der Grund zur späteren Übernahme des Wildbergischen Erbes durch die Henneberger gelegt.

Mit der bereits erwähnten Aufgabe des Burggrafentitels und -amtes Würzburg legte Graf Boppo VII. den bis dahin in Siegel und Wappen geführten Reichsadler oder Doppeladler ab und nahm nachweisbar 1237 die Henne als Wappentier auf.

Am 21. 5. 1245 starb Graf Boppo VII., dessen kämpferisches Dasein ihm den Beinamen „der Streitbare" einbrachte, zu Schleusingen und wurde in dem von den Hennebergern gestifteten und lange als Grablage bevorzugten Kloster Vessra bei Themar beigesetzt.

Noch im Jahre des Ablebens des Vaters und wohl auch dessen hinterlassenen Wünschen entsprechend, fand zwischen seinen Söhnen, den Stiefbrüdern Heinrich III. und Hermann I. die Teilung des Landes für eine althennebergische und eine coburgische Linie statt, wonach nur noch die letztere in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Herzögen von Meranien und dem Obermainland stand.

Graf Hermann I., geboren 1224, erhielt den ostwärtigen Besitz des Hauses und wurde mit diesem zum Begründer der Coburgischen Linie. Er regierte von 1245—1290. Sein Ansitz war vorwiegend die Burg Strauf, später auch die Veste Coburg. In den langen Jahren seiner Regierungszeit war es sein von Erfolg gekröntes Bestreben, seine von der alten Graftschaft abgesonderte Herrschaft, für die erst viel später, keinesfalls mehr unter ihm, die Bezeichnungen „Neue Herrschaft" und „Pflege Coburg" aufkamen, zu erweitern und zu festigen. Die schon zu Lebzeiten des Vaters bestandenen Fehden mit dem Bischof von Würzburg setzten sich mit wechselndem Erfolg für beide Seiten fort.

Wohl die bedeutendste, geschichtlich weittragendste Entscheidung Hermanns I. können wir in seiner Beteiligung an der Königswahl von 1246 zu Veitshöchheim erblicken. Bei dieser trat er für den päpstlichen Kandidaten, seinen Oheim Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen ein, der auch gewählt wurde. Er war der Bruder seiner Mutter Jutta und des Landgrafen Ludwig IV., des Gemahls der hl. Elisabeth. Da die Henneberger, auch Graf Hermann I. noch, bisher in ständigem Kampf um den Landbesitz im einstigen Grabfeldgau mit dem Bischof von Würzburg standen, finden wir ihn nun ganz überraschenderweise zusammen mit dem Bischof von Würzburg auf der kirchlichen Seite gegen den Hohenstaufen Friedrich II., für dessen Haus die Henneberger lange Jahrzehnte treue Dienste leisteten. Auch sein Verwandter auf der Plassenburg, Herzog Otto II. von Andechs-Meranien, hatte nach ein Jahrhundert währender Anhänglichkeit seines Hauses zu den Hohenstaufen die gleiche politische Stellungsänderung in der Reichspolitik vorgenommen.

Als Heinrich Raspe nicht lange nach seiner Wahl am 16. 2. 1247 ohne Hinterlassung eines Nachkommens verstarb und ein neuer Gegenkönig gewählt werden mußte, erwies sich Hermann I. als ein weitblickender, kluger und maßvoller Diplomat. Obwohl er selbst von der päpstlichen Seite als Anwärter für die deutsche Königskrone genannt und mit reichen Geldmitteln unterstützt wurde, verstand er es, gegenüber einem größeren, ihm zum mindesten finanziell überlegenen Mitbewerber rechtzeitig zurückzutreten. Zum Gegenkönig wurde in Marburg nach Verzichtleistung Hermanns I.

und mit seiner Förderung Graf Wilhelm von Holland gewählt. Dieser schenkte daraufhin dem Henneberger seine Gunst und gab ihm zwei Jahre nach der Wahl auf einer glänzenden Fürstenhochzeit in Mainz seine mit reichem Heiratsgut ausgestattete Schwester Margarete, Tochter des Grafen Florens von Holland, zur Gemahlin.

Zum zweiten Male bewährte sich die taktvolle und kluge Zurückhaltung Hermanns I., als er im Thüringischen Erbfolgekrieg um den Nachlaß Heinrichs Raspes, wie den damals in männlicher Linie ausgestorbenen Landgrafen von Thüringen überhaupt, seinem Stiefbruder, Markgraf Heinrich von Meissen, bereitwilligst für die Nachfolge Platz machte. Darüber hinaus ging Graf Hermann ein Bündnis mit ihm ein und führte den Markgrafen, dem er zeitlebens in Freundschaft verbunden war, schließlich dem deutschen König Wilhelm von Holland zu, wodurch die Ansprüche seines Stiefbruders auf Thüringen endgültig gesichert wurden. Diese zweimalige Verzichtleistung auf eigene Ansprüche brachte Hermann I. neben dem allerdings als von seinen Landen so weit abgelegenen und daher bald wieder verlorengegangenen, reichen holländischen Heiratsgut und Erbe, mit der ihm zugefallenen Herrschaft Schmalkalden, eine beachtliche und bleibende Vergrößerung seiner Grafschaft ein.

Als am 19. Juni 1248 Herzog Otto II., der letzte männliche Sproß des Hauses Andechs-Meranien auf seiner Burg Niesten bei Weismain verstarb, hatte er kurz vor seinem Tode u. a. dem Kloster Banz den diesem angeblich unrechtmäßig entrissenen Markt Neustadt (bei Coburg) zurückgegeben. Dem gleichen Kloster vermachte er den Zehnten von Coburg, mit dessen Besitz wir Otto auch wohl als Herrn der Niederlassung im Tal, der späteren Stadt, betrachten dürfen. Mit dem Schutz und Vollzug seines Vermächtnisses hatte der Verstorbene seinen Verwandten, Graf Hermann I. von Henneberg, beauftragt. Hieraus mag dieser, an sich in keiner Form als Erbe bedacht, später Eigentumsrechte abgeleitet haben; denn nach Verdrängung des 1225 urkundlich belegten, meranischen Ministerialen, Ritter Heinrich I. von Sonneberg, als Vogt des Saalfelder Klosterbesitzes auf der Ur-Coburg, die sich auf dem sogenannten Fürwitz unweit der späteren Veste befand, finden wir den Henneberger 1265 erstmalig urkundlich als Besitzer der heutigen Veste Coburg einwandfrei belegt. Kurz vor seinem Ableben im Jahre 1252 begab sich Heinrich I. von Sonneberg bezüglich verschiedener, von ihm vom Kloster Saalfeld gekaufter Güter in ein Vassallenverhältnis zu diesem. Sein Sohn Heinrich II. machte 1260 eine Stiftung, die zur Gründung des Klosters Sonnefeld führte. Der Stifter wird dabei immer noch als

Kirchenvogt zu Coburg bezeichnet. Aber auch den Markt Neustadt (bei Coburg) brachte Hermann I. von Henneberg an sich und nachweisbar spätestens 1289 befand sich auch die heutige Stadt Coburg in seiner Hand. Wir können also annehmen, daß sich der Übergang der meranischen Rechte an den Henneberger erst mit der nach dem Aussterben des Hauses Meranien allgemein einsetzenden Neuordnung der territorialen Verhältnisse in Oberfranken vollzogen hat, wobei sich der Henneberger durch raschen Zugriff einen erheblichen Anteil im heutigen Coburger Land gesichert hat.

Der Saalfelder Klosterbesitz auf der Ur-Coburg mit Streubesitz im Lande zu ihren Füßen stammte aus Reichsbesitz und war von Kaiser Heinrich II. aus reichspolitischen Erwägungen und Zielsetzungen dem Pfalzgrafen Ehrenfried von Lothringen übertragen worden. Als Erbgut kam ein Teil des Besitzes an dessen Tochter Richeza. Diese schenkte ihn zusammen mit ihrem Saalfelder Besitz dem Erzbistum Köln, welches diese Schenkung zur Gründung des Benediktinerklosters Saalfeld verwandte. Vermutlich stammte auch der wiederholt erwähnte Besitz der Grafen von Wildberg in der näheren und weiteren Umgebung Coburgs aus einer durch Heirat eines Wildbergers entstandenen verwandtschaftlichen Bindung zum Hause des Pfalzgrafen Ehrenfried. Bald nach der Festigung des hennebergischen Besitzes im einstigen ostwärtigen Grabfeldgau trat auch die Mehrzahl der hier ansässigen Ministerialien der Herzöge von Meranien wie der Bamberger und Banzer Kirche in ein Lehensverhältnis zu dem neuen Landesherrn. Als dieser im bald nach 1248 begonnenen meranischen Erbfolgekrieg den Schutz der Bamberger Kirche übernahm, konnte er seine Herrschaft noch um das ihm für seine Dienstleistungen und Aufwendungen vom Bischof verpfändete, aber nicht wieder eingelöste Königsberg in Franken wie die Bettenburg bei Hofheim vergrößern.

Graf Hermann I. von Henneberg war ein Enkel einer andechs-meranischen Fürstentochter, seine Mutter Jutta stammte von einer Halbschwester Kaiser Barbarossas ab. In Graf Hermann regte sich hohenstaufisches und meranisches geistiges Erbgut und zeichnete ihn durch einen hohen, idealistischen Schwung aus. Sowohl seine Burg Strauf, wie später die Veste Coburg, hat er zu einer Pflegestätte höfischen, ritterlichen Lebens gemacht und wie einst sein Großvater auf der Wartburg, freigebig und lebensfroh Dichter und Minnesänger um sich gesammelt. Am Ende seiner Regierungszeit konnte Graf Hermann auf einen stattlichen Umfang seiner Grafschaft blicken. Sie umfaßte, wenn auch nicht lückenlos, das Land zwischen dem Rennsteig des Thüringer Waldes, unter Auslassung des Banzer

Klosterbesitzes, bis zum Main. Im Osten griff sie über die Steinach hinaus, und im Westen wurden Schweinfurt, vorübergehend Geldersheim, aber auch Kissingen erfaßt. Darüber hinaus reichten des Grafen Lehensbeziehungen hier bis in die Nachbarschaft der Fuldaer Äbte und des Erzstiftes Mainz und im Süden bis weit in das Bamberger Gebiet hinein. So waren bereits 1256 selbst die bislang ständigen Begleiter der Herzöge von Meranien, die Vettern R a m u n g u n d F r i e d r i c h v o n P l a s s e n b e r g, h e n n e b e r g i s c h e M i n i s t e r i a l e n g e w o r d e n. U. a. saß ein Lehensträger von ihm im heutigen Kirschletten, südlich von Ebensfeld, und bei Ebensfeld über dem heutigen Dorf Oberbrunn im Maintal hatte Graf Hermann I. von Henneberg die L i e b e n b u r g errichten lassen. Die für eine spätmittelalterliche Burg typische Anlage mit den noch vorhandenen Fundamenten des vermutlichen Bergfriedes ist heute noch gut zu erkennen. Am 8. September 1268 verkaufte er die Liebenburg an den Bischof von Bamberg unter der Bedingung der Zerstörung, vermutlich nur der Auflassung ihrer Wehranlagen.

61

Am 18. 12. 1290 verstarb Graf Hermann I. von Henneberg in Aschach, wo er die letzten Jahre seines Lebens verbracht hatte. Er wurde im nahen Zisterzienserinnenkloster F r a u e n r o t h beigesetzt. Dort hatte er um 1250—1260 den bereits erwähnten Stiftern dieses Klosters, seinen Verwandten Otto von Botenlauben und dessen Gemahlin Beatrix, vermutlich durch einen Meister der Naumburger Dombauhütte, das einzigartig schöne Grabdenkmal erstellen lassen. Sein Sohn, Graf Boppo VIII. von Henneberg auf der Burg Strauf und der Veste Coburg, folgte dem Vater nur wenige Wochen später, am 14. Februar 1291, in den Tod nach. Wie 1248 das Haus Meranien im Obermainland, war damit auch die benachbarte coburgische Linie der Grafen von Henneberg ausgestorben. In beiden Fällen ging der Besitz als Töchtererbe an fremde Häuser über.

Baptist Müller, Burgkunstadt:

WAS SIND LEICHSTEINE? — EIN BEITRAG ZUR KREUZSTEINFORSCHUNG

Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes beim Durchblättern „alter Schwarten" gelegentlich auf einen Ausdruck zu stoßen, der uns unverständlich erscheint und irgendwie stutzig macht. Man hält inne, überliest nochmals und hält die „Beute" schließlich auf einem Zettel fest.

Auf der Suche nach Flurnamen stieß ich in der Beschreibung des bischöflich bambergischen Amtes Weismain von 1596[1]) auf folgende Stelle:
„Ein Vischwasser, die waidt, geht vom Burgkunstadter Müllwehr bis an die Prucken hinab zu einem alten L e i c h t s t e i n an der Pfell, wo die alte Prucken vor Jahren gestanden . . ." Ja, Sie haben richtig gelesen, es heißt: Leichtstein. Der gleiche Stein wird 1604 Leichstein genannt.[1])

So heißt es bei dem Bericht über den Gerichtsbezirk (Fraisch) von Kronach von 1568: . . . bis auf die Straße „von Weisenbrunn uff den Leußerain (Rain westl. Kirchleus), die Straßen hinfür biß zu einem L e i c h s t e i n, darein ein Mannsbildt gehibenn und jetziger Zeit ein hegseulen darbey steht; do sich die Margrevische obrigkeyt Endt und das Amt Niesten oder Weismain beginnt . . ."[2])

Es handelt sich hier eindeutig um den sog. Sammelstein oberhalb Schimmendorf. 1673 wird von ihm gesagt, daß er seiner Relation nach ein L e i c h e n s t e i n sein soll.[3])

Im Grundsteuerkataster der Gemeinde Wolfsloch erscheinen die Flurstücke: „Acker unterm L a i c h s t e i n" Pl. Nr. 249, „Acker oberm L a i c h s t e i n" Pl. Nr. 253.[4])

An der Flurgrenze Lettenreuth - Schwürbitz liegt der „L e i c h e n s t e i n a c k e r" (Pl. Nr. 618).

1551 wird der „L a i c h h ü t s a c k e r" (= Acker an der Hut beim Laichstein), Flurlage am Bohnberg bei Thelitz, erwähnt.[5])

An der Grenze der Gemarkungen Ober-, Unterwallenstadt und Lichtenfels stand ehedem auch ein „L e i c h s t e i n".[6])

Kreuzstein etwa 600 Meter östlich Wolfsloch an der Kreibitzen (Flurlage) am Weg nach der Trebitzmühle. Aus Flurnamen als Leichstein erschließbar.

Diese Reihe ließe sich bei eingehender Sichtung von Urbarien, Grenzbeschreibungen u. a. bestimmt weiter fortsetzen. Wir halten also fest: drei Schreibungen „Leichstein", zweimal „Leichenstein", dreimal „Laichstein", einmal „Leichtstein".

Von den umseitig erwähnten urkundlichen Leich-, Laich-, Leicht- oder Leichensteinen sind heute noch drei erhalten. Zwei davon sind Kreuzsteine, der andere ist der sog. Sammelstein.

Sind diese Leichsteine nun Steinmale besonderer Art, warum heißen sie Leich-

steine oder ähnlich, was sind sie ihrem Wesen nach?

In unserer Volkssprache heißt Leich oder Leicht im allgemeinen Beerdigung. Das „t" in Leicht ist lediglich eine formale Weiterbildung von Leich. Dem Wort Leich „Begräbnis" liegt Leiche ahd lih, mhd lich „toter Körper" zugrunde. Laich im Sinne von Fischlaich darf hier ausgeschieden werden.

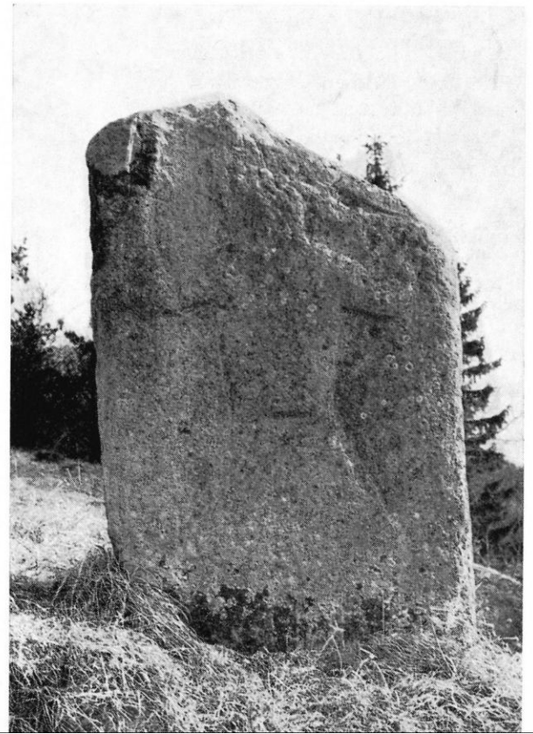
Die aufgeführten urkundlichen Nachrichten über Leichsteine gehören schon dem Neuhochdeutschen an. Liegt bei unseren Leichsteinen

Kreuzstein 100 Meter westlich der Mainbrücke bei Burgkunstadt an der Feldfuhre nach Strössendorf; 1593 „alter Leichtstein" genannt.

Einer der 4 Kreuzsteine an der Straße Dörfles — Motschenbach (Landkreis Lichtenfels), die sog. Handwerksburschensteine.

die Etymologie nhd Leiche mhd lich ahd lih zugrunde, so wären diese der Sprache nach Steinmale, die Grabstätten bezeichnen. Auf dem Stein an der Burgkunstadter Mainbrücke ist ein Kreuz eingerillt, auf dem Wolfslocher „Laichstein" ist es erhaben herausgemeißelt. Auch das könnte dafür sprechen, die Kreuzsteine als eine Art Grabsteine anzusehen.

Um jeden Kreuzstein hat der Volksmund eine Sage schaurigen Inhalts gerankt. Immer handelt es sich um eine Blutschuld. Zur Erinnerung an einem Unglücksfall jedoch setzte man



eine Marter (Marterl), welche im allgemeinen Darstellungen des Leidens Christi sind.

Steinkreuze, Steine in Form eines Kreuzes gehauen, sind in allen Fällen Sühnekreuze. Sie müssen vor Einführung der Bambergischen Peinlichen Halsgerichtsordnung 1507 gesetzt worden sein; denn später war im Hochstift Bamberg durch Verschärfung des Strafrechts die Sühne für Totschlag in Form einer Steinsetzung kaum mehr möglich.

Aus den Bamberger Zentgerichtsbüchern des 16. Jh.[7]) wissen wir, daß man Entleibte

Sog. Sammelstein 1 km ndl. Schimmendorf (Landkreis Kulmbach) am Jurasteilabfall; 1568 „Leichstein" genannt.

vor das Dorf an die Zent- oder Flurgrenze trug und vielfach auch dort begrub. Hierfür einige urkundliche Belege:

1599 hatte Hans Döber von Gärtenroth bei dem „Seelein" zwischen Mainroth und Gärtenroth den Bartel Gautsch mit dem Schrotbeil durch etliche Streiche so verwundet, daß dieser beim Bader in Mainroth verschied. Der Tote wurde zu einem K r e u z s t e i n vor das Dorf getragen „auf die Zent" (= Zentgrenze), wo man die Entleibten des Ortes zu begraben pflegte.

Drei Söhne des Weidener Hirten besuchten zum 23. Juli 1604 den Markt in Burgkunstadt, um Almosen zu sammeln. Am Abend des Markttages schlug Bartel der Ältere seinen Bruder Georg mit dem Stock. Als sie dann heraus zur Mainbrücke gingen, fiel dem älteren Bartel das „Fraischliche" (= sein Vergehen) wieder ein, wie es wörtlich heißt, und er floh. Der jüngere Bartel führte Georg über die Brücke an einen kleinen Rangen, wo ein L e i c h s t e i n steht und die Weinberge, Hühnerberg genannt, angehen. Hier verstarb der Geschlagene.

1593 verwehrte Wilhelm von Redwitz zu Tüschnitz dem Vogt von Weismain das Begräbnis eines 14jährigen Mädchens, welches sich in der Badstube zu Küps erhängt hatte, an der Wegscheide zwischen Burkersdorf und Küps. Das Mädchen wurde dann unter dem nächsten Galgen begraben.

Peter Linz aus Weiden auf dem Gebirge hatte sich 1604 in einer Hüll (= Wasserloch) ertränkt. Er wurde an einer Wegscheide begraben.

Wie die angeführten Nachrichten über Gerichtsfälle des 16. Jh. ergeben, wurden Selbstmörder oder im Zusammenhang mit einem Verbrechen Getötete meist an Wegscheiden oder an der Dorfgemarkung begraben. Nun standen an solchen Orten vielfach aus vergangenen Zeiten Zent- oder Kreuzsteine. Es wäre daher die Bezeichnung „Leichstein, Leichenstein" auch der Sache nach ganz natürlich.

Leichsteine als die Punkte anzusehen, bis zu welchen die Gesamteinwohnerschaft dem „ehrlichen" Toten das Geleit gab, während vom Stein ab nur mehr Verwandte und Freunde den Sarg begleiteten, scheint mir schon aus sprachlichen Gründen nicht zutreffend. Leich(e), Leicht im Sinne von Beerdigung ist eine späte Bildung.[8])

Die Etymologie des Wortes „Leich", aber auch die Gerichtspraxis des 16. Jh. und vor allem die Sage, könnten die Leichsteine als Grabsteine von unglücklichen Menschen wahrscheinlich machen. — Noch eine zweite Deutung darf hier nicht übersehen werden.

Alle bisher angeführten möglichen Erklärungen über Wesen und Aufgabe der Leichsteine sind jüngeren Datums. Auch das Wort „Leichstein" muß im Sprachraum des Ostfränkischen spät entstanden sein; denn die mhd Stammsilbe „leich" gibt es nicht, wohl aber laech.[9])

Gehen wir von dem ahd lah, mhd lach „Grenzmarke in Holz oder Stein", dazu lachus (mlat) „Einhieb in Grenzbaum" [10]) aus und erschließen daraus das Adjektiv ahd *lahin ♦ mhd laechen ♦ nhd mda le-ichen. Eine Bildung aus *ahd ze demo lahinon steine, mhd ze dem lachenen (laechenen) steine, nhd zu dem Le-ich(en)stein „zu dem mit dem Grenzzeichen versehenen Stein", wäre sprachlich durchaus möglich. Es fällt nämlich auf, daß in den Urkunden zwar Lachbäume oder durch Verdumpfung des langen mhd a zu o Lochbäume erscheinen — jene mannshohen Baumstümpfe, welche seit Jahrhunderten Grenzsäume von Wald und Weideflächen bezeichnen und die heute noch vereinzelt auf unseren Fluren zu finden sind — doch finden sich m. W. in den Urkunden keine Lachsteine, wohl aber Leichsteine im ehemaligen Hochstift Bamberg und der Markgrafschaft Kulmbach, denen im schwäbischen Sprachraum die La-uchsteine[11]) und im bayerischen die Loich-, Loachsteine entsprechen.[12])

Der oder die Lach in der Kreuzesform des römischen X ist uralt und kann nach Jakob Grimm, Rechtsaltertümer II S. 73 Anmerk., vorchristlich sein. Auf Steinen erscheint die Lach im Hoch- und Spätmittelalter in den verschiedensten Kreuzformen.

Der Brauch aber, Grenzen durch einen Einhieb in Bäume in Kreuzform oder durch Kreuzdarstellungen auf Steinen festzulegen, wird bis ins 18. Jh. hinein geübt. 1492 heißt es: „do ein kreutz in ein Erlenpaumb gehauen und ein Markstein darpey gesetzt".[13]) 1673: . . . an einen Stein, so ein Markstein und mit einem Kreuz bezeichnet ist . . .[14]) Das Kreuz auf den Steinmalen ist in den meisten Fällen die Lach. Danach wären die Kreuzsteine im allgemeinen Lach- bzw. Le-ichsteine. Alle aufgeführten Leichsteine, soweit sie noch erhalten geblieben sind, stehen an Altstraßen, an Grenzen von Ortsfluren, Gerichtsbezirken oder bezeichnen Geleitgrenzen.[15])

Der weitaus größte Teil der fast mannshohen, rechteckigen Steinplatten ist älter als meist angenommen. Vereinzelt mögen die Steinmale der großen Rodungsperiode des 12.—14. Jh. anzugehören, in der unsere Kulturlandschaft ihr heutiges Gepräge erhielt.

Der Kreuzstein am Südufer des Mains bei Burgkunstadt wird 1593 alter Leichtstein genannt. Er bildet die Grenze der Gemarkung von Burgkunstadt, welche hier mit einem schmalen Brückenkopfstreifen, dem sog. „Ederlein", auf das Südufer des Mains übergreift, und der Gemeinde von Altenkunstadt und Strössendorf. Wahrscheinlich dürfte er noch in die Zeit zurückreichen, als die Burgkunstadter Gemarkung aus der Großmark Altenkunstadt ausgegliedert wurde, was in der ersten Hälfte des 13. Jh. erfolgt sein wird. Damals wurde die alte Furt über den Main vielleicht zum ersten Male oder nach Zerstörung der Brücke neu überbrückt.

Fassen wir die gewonnenen Erkenntnisse über die Leichsteine zusammen. Sie können den Platz bezeichnen, wo man Entleibte dem Zentrichter übergab oder auch verscharrte. Dies scheint im 16. und 17. Jh. vor allem der Fall gewesen zu sein. Die Etymologie der Stammsilbe „le-ich", nicht leich mit offenem ei, aber auch der Standort der Steinmale lassen bei aller gebotenen Zurückhaltung den Schluß zu, daß die Leichsteine die Nachfolger der urkundlich und sprachlich gesicherten Lachbäume sind, von denen wir schon in der Karolingerzeit erfahren und die sogar heute noch vereinzelt in unseren Wäldern zu finden sind. Es darf auch mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß die meisten unserer Kreuzsteine nichts anderes als Lach- oder Le-ichsteine sind. Die Standorte der 14 im Landkreis Lichtenfels noch erhalten gebliebenen Kreuzsteine lassen diesen Schluß durchaus zu. Die Bezeichnung „Kreuzstein" erscheint in den Urkunden m. W. selten.[16])

Als Rechtsaltertümer besonderer Art sind die Kreuzsteine und Leichsteine der Erhaltung und unserer Pflege wert. Es sind ehrwürdige, stumme Zeugen vergangener Jahrhunderte. Sie ein wenig zum Sprechen zu bringen, war die Absicht dieser Zeilen.

Max Heid, Lichtenfels:

CHRISTOPH SARTORIUS — EINE LANGHEIMER MÖNCHSGESTALT AUS DEM 17. JAHRHUNDERT

Während die Benediktiner von Anfang an — auf deutschem Boden seit dem 9. Jahrhundert — namhafte Büchersammlungen besaßen und das Buch in ihren Klöstern in der Reihenfolge der Werte gleich nach dem Kelch an zweiter Stelle kam, erscheint es bei den Zisterziensern in der Frühzeit des Ordens nach Kelch und Pflug an dritter Stelle. Erst nachdem im wirtschaftsgeschichtlichen Wandel der Zeiten die große Rodungstätigkeit der Grauen Mönche, die sich über das ganze Abendland bis weit in den Osten erstreckte, eine im ganzen abgeschlossene Leistung war, rückte auch auf der zisterziensischen Tafel der Werte das Buch in der Rangordnung höher, und es entstanden auch in den Zisterzienserklöstern wertvolle Büchereien. So war zuletzt im Fürstbistum Bamberg im 18. Jahrhundert zwar die nach damaligen Begriffen modernste Klosterbibliothek mit den besten Einbänden die der Benediktiner von Banz, die reichhaltigste, zahlenmäßig bedeutendste jedoch die der Zisterzienser von Langheim. Ihr heute als wertvolles Erbe geschätzter besonderer „Reichtum an typographischen Altertümern", sogenannten Inkunabeln, d. h. Wiegen- oder Erstdrucken, wurde schon von den Zeitgenossen gerühmt.[1])

Die Klöster erwarben die Bücher im Tauschhandel oder durch Kauf oder als besonders willkommenes, zuweilen in festlichem Zug der Mönche eingeholtes Geschenk hochsinniger Gönner, am häufigsten jedoch, indem man bei einem befreundeten Kloster ein Werk entlehnte, es abschrieb und mit dieser neuen Handschrift die bibliotheca oder — wie die Bücherei noch hieß — das armarium des eigenen Klosters bereicherte.

An die Bezeichnung armarium (Schrank) knüpft der bekannte Spruch aus dem 12. Jahrhundert an, der den Geist der klösterlichen Bibliothekskultur im Mittelalter treffend wiedergibt: claustrum sine armario quasi castrum sine armamentario — ein Kloster ohne Bücherei gleicht einer Burg ohne Waffenkammer.

Durch die zuletzt genannte Weise, Bücher zu erwerben, entwickelte sich unter den Klöstern, diesen Rettern und Hütern der klassischen und frühchristlichen Schriften und vieler altdeutscher Quellen, ein geregeltes Leihwesen mit festgesetzten Leihfristen, ein reger bibliothekarischer Briefwechsel, kurz ein allgemeiner geistiger Austausch; es entstand zugleich auch jene Einrichtung, die für das mittelalterliche Geistesleben von

so hoher Bedeutung war: die Bücherschreibstube der Mönche, das klösterliche Scriptorium. Das Schreiben galt frühzeitig als gottgefälliges Werk, als „Verwirklichung des monastischen Ideals", und noch nach Aufkommen des Buchdruckes wurde es als mönchische Arbeit gepriesen.

Im Bereich des Bistums Bamberg war die berühmteste Klosterschreibstube die der Benediktiner auf dem Michelsberg, dem Münchsberg oder mons monachorum, zu Bamberg. Der Glanz dieses von Bischof Otto dem Heiligen begründeten Scriptoriums erstrahlte im 12. Jahrhundert weithin, und es war wie ein Nachglanz früher Größe, als 1960 die Heimkehr einer 1168, also achthundert Jahre zuvor von dem Scriptor Heinericus geschriebenen Michelsberger Handschrift in die Stadt ihrer Entstehung von der Öffentlichkeit mit lebhafter Genugtuung begrüßt wurde, mochte der Rückkauf dieses Codex monasterij St. Michaelis prope Bambergam auf einer spannungsreichen Auktion zu London auch nur um den Preis von zweihunderttausend D-Mark zustandegekommen sein. — Eine jüngere Blüte des Scriptoriums auf dem „Mönchsperg St. Benedicti ordinis" entfaltete sich in der Zeit des um das Stift St. Michael hochverdienten Abtes Andreas Lang aus Staffelstein (1483—1502). Im Auftrag dieses Abtes schrieb vor allem der Mönch Nonnosius Stettfelder, Custos des Klosters, eine Reihe theologischer und historischer Handschriften, darunter den prachtvoll ausgestatteten Catalogus sanctorum ordinis S. Benedicti. Ein anderer Michelsberger Schönschreiber jener Tage war der Mönch Reinherus.

Eine Michelsberger Handschrift des 12. Jh. ist es auch, die am ausführlichsten die Entstehung eines Buches schildert, beginnend mit der Pergamentbereitung, dem Zuschneiden und Falten der Bogen und dem Spitzen der Kielfeder bis zum Heften an der Heftlade und zum Schmieden der Schließen und Beschläge für den mit Leder überzogenen Einband aus Eichen- oder Buchenholz, den Mönchs- oder Klosterband des Mittelalters. —

Weniger oder kaum bekannt ist, daß auch das Zisterzienserkloster Langheim ein Scriptorium besaß, das mit mancher Unterbrechung durch die Zeitläufte bis ins späte 18. Jahrhundert bestand und gleichfalls manch meisterlich geschriebenes Buch hervorbrachte. Wie schon 1496 der Langheimer Mönch Amandus ein Graduale Cisterciense größten Formates auf Pergament schrieb, das u. a. ein frühes Bild aus dem Kreis der Erscheinungen zu Frankenthal-Vierzehnheiligen als Miniatur enthält, so entstanden noch unter den Bauherren der jetzigen Wallfahrtskirche, den Äbten Stephan Mösinger und Malachias Limmer, in Langheim nunmehr auf Hadernpapier geschriebene Buchhandschriften.

Der wohl bedeutendste Langheimer Scriptor oder Schreiber war der aus Bamberg, der Stadt der Bücher, der Handschriften sowohl wie der frühen Drucke, stammende Conventuale Christoph S a r t o r i u s — wie der Name auf den Handschriften steht im Einklang mit deren Latein — oder Sartor bzw. Wesfall Sartoris — wie er im Langheimer Nekrolog oder Totenbuch heißt. In der Form Sartor oder Sartoris ist er bereits im 15. und 16. Jahrhundert verbreitet, mit einem Gottfried Sartorius aus Weismain im 18. Jahrundert nochmals auch in der Klostermatrikel von Langheim beurkundet. Der dem Novizen beim Eintritt ins Kloster verliehene neue Vorname Christophorus weist auf Vierzehnheiligen hin.

Dieser Eintritt des Christoph Sartorius in das Monasterium Langheimense Ord. Cist. erfolgte nach Ausweis der dortigen Matrikel oder Series Religiosorum im Jahre 1592. Seine Tätigkeit als Scriptor oder Schreibmeister fällt in die Regierungszeit des Abtes Petrus III. Schönfelder aus Weismain, der von 1608 bis 1620 klug und kraftvoll das Jurakloster leitete.

Schönfelder war eine hervorragende Persönlichkeit, in der Sprache der Mönche ein vir insignis, er war auch in besonderer Weise ein librorum peritus, ein bücherkundiger, schrifterfahrener Prälat. Er hatte zunächst in Bamberg studiert, wo Langheim in seinem Kasten- oder Verwaltungshof auch ein Studienheim für seine jungen Kleriker unterhielt, sodann sieben Jahre an der päpstlichen Universität in Rom und dort mit 25 Jahren in gelehrter Disputation vor erlesenem Auditorium mit einer Defensio oder Verteidigung philosophischer Lehrsätze den Titel eines Magisters erworben. Zu seinen nach Langheim mitgebrachten römischen Erinnerungen gehörte auch die an jene prächtigen neuen Ausgaben der Heiligen Schrift und der Kirchenväter, die den Studenten der Universitas Gregoriana zur Verfügung standen. Dank dem Mäzenatentum dieses Abtes schrieb in dessen erster Regierungshälfte Christoph Sartorius folgende Handschriften: 1609 einen Cursus logicus, ein Lehrbuch der Logik (Kunst des Denkens), 1612 ein Graduale Cisterciense, 1613 ein Antiphonarium Cisterciense de tempore pars Hiemalis, 1614 ein vollständiges Antiphonarium Cisterciense de Sanctis. —

Der Cursus logicus, „nach Diktat des Ehrwürden Vaters und Herrn Obhausen aufgenommen von Fr. Christoph Sartorius", war für den Unterricht der Novizen geschrieben bzw. für die Bibliothek, den hellen Raum mit den quer zu den Bogenfenstern aufgestellten Bücherpulten. Der Scriptor nennt den für ihn denkwürdigen Tag, an dem er die Handschrift zu Ende gebracht hat: 22. Julj finitus. — Der Buchtitel ist

lorbeerumkränzt, das ganze Titelblatt mit Wappenschildern und sonstigem Ornament verziert und in drei in das Ornament verwobenen leicht karikierten Gesichtern auch von einem Schimmer Humor überflogen.

Die liturgischen Handschriften jedoch waren für das Herz des Klosters, das Münster, bestimmt, wo sie ihren Platz im Chor auf dem Lettner, dem Lesepult des Cantors oder Vorsängers hatten, bei der morgendlichen Meßfeier wie beim Officium Dei, dem Großen Stundengebet mit dem durch das Münster hallenden Mönchsgesang. Cantor Langheimensis me utitur — der Langheimer Cantor hat mich zum Freund — so steht im Graduale irgendwo, vermutlich als sogenannte Federprobe, am Rand des Blattes, wie der Scriptor auf einem andern Blatt die Feder prüfte mit dem Gebetsanfang: sub tuum praesidium. — Entsprechend der Bestimmung für den kultischen Gebrauch, der eine auch beim nächtlichen Chorgebet im Schein der Kerzen gut leserliche Schrift erforderte, entsprechend auch der Würde des Buch-Inhaltes erhielten die liturgischen Handschriften ein die sonstigen Büchermaße übersteigendes außergewöhnliches Format.

Ein Ackermann des Geistes, zog Christoph Sartorius mit dem Pflug der Feder Zeile um Zeile wie Furche an Furche über das Pergament, das, vor dem Schreiben noch sorgfältig geglättet, blindliniert und mit dem Falzbein gefaltet, vor ihm auf dem schrägen Schreibpulte lag, beim Schreiben von der Linken mit dem Radiermesser festgehalten. In der Einsamkeit des Langheimer Scriptoriums, das nach Brauch der Zisterzienser eine Einzel-Schreibzelle war, während in anderen Orden von mehreren Mönchen in der Bibliothek oder im Kreuzgang gemeinsam geschrieben wurde, beschrieb der unermüdliche Scriptor im Abschreiben von den Vorlagen die Hunderte von Blättern seiner liturgischen Handschriften mit jener als Textur (Geflecht, Gewebe) bezeichneten gotischen Buchschrift, welche die für liturgische Handschriften, wie Bibeln, Breviere, Evangeliare, Missale, bevorzugte Schrift war, doch auch für weltliche Bücher von Bedeutung wie Prunk-Schriften, Rechts-Satzungen Verwendung fand und selbst noch erstes Vorbild wurde für den frühen Buchdruck.[2])

Sartorius zog mit genau bemessenen Abständen quer über das pirmentene Blatt auch die Notenlinien in Rot und Gelb und Grün und schrieb in und auf die farbigen Linien in festlichem Schwarz die rautenförmigen gotischen Choralnoten, die Weise zum liturgischen Text.

Das Graduale, ein Buch mit den Chorgesängen der Messe, hatte ungefähr 140 Seiten. Der Scriptor sparte sorglich den Raum für die Initialbilder und Miniaturen aus, die von Künstlerhand in das Gewebe der Schrift eingefügt wurden, und ließ auch an den

Titelblatt der Handschrift Cursus logicus 1609

Blatträndern genügend Platz für die Verzierungen oder Ornamente, so daß jener Einklang von strenger Schöne der tiefschwarzen Schrift, Leuchtkraft der Farbe und Ideenreichtum der Zeichnung entstehen konnte, der noch heute beim Betrachten fesselt.

War schon die spätmittelalterliche oder gotische Buchmalerei nicht allein die Aufgabe klösterlicher, sondern auch laicaler Werkstätten, so noch mehr die Buchkunst in nachmittelalterlicher Zeit. Auch in den großen liturgischen Handschriften des Christoph Sartorius ist die Illuminierung das Werk vom Kloster Langheim damit beauftragter Laienkünstler. Illuminator oder Miniator des Graduale von 1612 war der Kulmbacher Maler Oswald Schirmer — Uswaldus Schirmerus Pictor Culmbachensis, wie er auf dem Titel- oder Widmungsblatt der Handschrift in einem kleinen Wappenschild signiert. Die selbständigen Kunstwerke seiner Miniaturen wie der in oder um die Anfangsbuchstaben der Kapitel komponierten Initialbilder begleiten den Text durch das ganze Kirchenjahr mit Darstellungen aus der Heilsgeschichte: eine Bilderbibel in zuweilen an Matthias Grünewald erinnernden Farben.

Eindrucksvoll gestaltet in Schrift und Bild ist vor allem auch das Titelblatt des Graduale Cisterciense. Es bekundet, diese durch ihre Buchmalerei ausgezeichnete Handschrift sei im Jahre 1612 nach Christi Geburt angeordnet worden von dem Ehrwürden in Christo Vater und Herrn, Herrn Petrus, des hervorragenden Klosters Langheim Abt, geschrieben von des gleichen Klosters Professen oder Angelobtem Frater Christoph Sartorius aus Bamberg, zum Lobpreis der Heiligsten Dreifaltigkeit, zur Ehre der Gottesmutter und aller Heiligen. —

Unter der Widmungsformel leuchtet in bunten Farben das Widmungsbild auf: eine Madonna in reichem Gewand, vergleichbar einer Patrizierin jener Zeit, auf dem Schoß das göttliche Kind. Dieses trägt in der Hand die mit dem Kreuz geschmückte symbolische Weltkugel, indes Maria ihm einen Apfel darreicht. Zwei dunkelgewandete Abtsgestalten stehen am Thron, den Hirtenstab in der einen, ein Buch in der andern Hand. Die Gruppe wird geeint durch den von zwei schwebenden, in Rosa und Grün gekleideten Engeln ausgebreitet gehaltenen blauen Mantel Mariens, dessen symbolische Deutung als Schutz des Ordens früheste Zisterziensertradition ist, zum ersten Mal in dieser Weise gewertet in einer Legende des Caesarius von Heisterbach um 1216. — Das in Vierung mit dem Hirtenstab an der Herzstelle reich gestaltete Abts-Wappen auf blauem Grunde mit den Initialen PA (Petrus Abbas) und der Jahreszahl 1612 vervollständigt das im Motiv an das Sigillum Monasterij Langheimensis, das Langheimer Klostersiegel, erinnnernde Bild.

Den Rand der Pergamentblätter füllt ein buntes Rankenwerk von Blumenornamenten, Pflanzen- und Tierbildern, Menschengesichtern und Engelköpfen, meist in Beziehung zum heiligen Text. Zum Officium des Kirchweihfestes malte Meister Uswaldus das Langheimer Münster als goldgefaßtes Initialbild zur gleichfalls goldnen Initiale T aufs Pergament, mit dem lichten Violett der Steine, dem tiefen Blau der Dächer ein Gotteshaus so einfach und doch voll Hoheit. Das Münsterbild war wohl eine Huldigung für Abt Petrus, den vermutlichen Erbauer des in Chornähe seitlich angebauten, dem Porträt Schönfelders auch im Äbtekatalog von 1720 beigegebenen Turmes.

Auf einem der letzten Blätter im Graduale von 1612 aber stellte der Künstler als Illustration zum Totenofficium den Tod in grandioser Gestalt mitten in eine grellgrüne Wiese, wie eine Vision dessen, was in Bälde über die Erde kommen sollte: das große Sterben in einem durch drei Jahrzehnte sich hinziehenden Krieg, in welchem die Menschen unter der Sense des Schnitters Tod fielen „wie Kräuter im Meyen", wie es im Kriegslied des Hans Jakob von Grimmelshausen (1625—1676) heißt. Und wie ein Vorspiel zu der nahenden Katastrophe brauste anno 1612 ein verheerender Sturm über die Klostergebäude und Klostergärten Langheims dahin. —

Oswald Schirmer aus Steyr in Oberösterreich war, als er das Langheimer Graduale von 1612 ausschmückte, bereits dreißig Jahre in Kulmbach ansässig, in jener Stadt, deren Name durch den in ihr beheimateten Maler Hans Süß oder Hans von Kulmbach († 1522) in der Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts einen guten Klang hat. Süß war Dürers bester Schüler, mit manchem seiner zahlreichen Bilder nahe dem Meister.[3]) Die ihm eigene warme Farbgebung und geschickte Komposition mögen in einer Spätblüte der Maltradition in Kulmbach auch noch den dort zugereisten Oswald Schirmer beeinflußt haben. Wird doch die diesem „Eklektiker der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts" zugeschriebene Passionsfolge von vierzehn kleinformatigen, auf Holz gemalten Bildern im Schloß Wernstein eine „koloristisch gute, von dramatischem Leben erfüllte Leistung" genannt, darin noch Dürer, Grünewald, Holbein d. J. nachwirken.[4]) Und wie in der Wernsteiner Passion die besten Bilder Die Kreuzigung und Die Auferstehung sind, so auch im Langheimer Graduale, dessen Illuminierung oder Buchmalerei zu Oswald Schirmers vermutlich letztem künstlerischen Schaffen gehört, denn er starb bereits im Mai 1613 in seiner Wahlheimat Kulmbach.

Nach der Vollendung der kostbaren liturgischen Handschrift und ihrer Übertragung ins Münster — einem im Gleichmaß des monastischen Lebens immerhin denkwürdigen Geschehen — brachte das folgende Jahr 1613 für das Jurakloster ein Ereignis von

besonderer Bedeutung: die vorgeschriebene Reise des Abtes zum Ordenskapitel nach Citeaux in Südfrankreich. Sie wurde meist zu Pferde unternommen — accincti itinerii, reisegegürtet, wie es im Latein der Mönche hieß — und beanspruchte bei einem Ritt von täglich 40 Kilometern insgesamt acht Wochen, wobei der Reiseweg als sogenannter Cistercerweg in klösterlichen Itinerarien oder Wegekarten festgelegt war. Gehörte etwa zu dem herkömmlichen Gefolge von zwei Conventualen Christoph Sartorius, vom Schreibpult in den Reitersattel beordert, als sachkundiger Begleiter bei der Besichtigung der Bibliotheken in befreundeten Klöstern unterwegs?

Die neue, zweite liturgische Handschrift seiner Feder, die 1613, also im Jahre der für Abt Petrus mit mancher Auszeichnung verknüpften Kapitelsreise nach Citeaux, dem Stammkloster des Ordens, entstand, ein Antiphonarium de Sanctis — Pars Hiemalis, war an Umfang begrenzt. Sie umfaßte nur einen Teil des Kirchenjahres, nämlich die im Winter gefeierten Tage des Herrn und der Heiligen, wie schon das Wort hiemalis (winterlich) im Titel erkennen läßt.

Im Jahre 1614 endlich schuf Christoph Sartorius als seine dritte und mit etwa 60 cm Höhe und 42 cm Breite zugleich größte liturgische Handschrift abermals ein Antiphonarium, d. h. ein Buch für den Psalmen-Wechselgesang, und zwar diesmal ein vollständiges, das ganze Kirchenjahr umfassendes Antiphonarium Cisterciense de Sanctis, auf dessen rund 350 Seiten Pergament der unermüdliche Scriptor wiederum — das scharfe Federmesser, die je nach Schriftart zugeschnittenen Federkiele und das Tintenhorn im Gürtel — Sommertage, Winternächte Buchstaben um Buchstaben, Wort um Wort, Zeile um Zeile mehr malte als schrieb. Und es mag auch in der Langheimer Schreib-Zelle des 17. Jahrhunderts nach Abschluß der mühevollen, Geduld erfordernden Schreibarbeit jene Freude eingekehrt sein, die schon von den klösterlichen Schreibern des Mittelalters geäußert wird in dem am Ende einer Handschrift oft hinzugefügten, zuweilen mit der Bitte um ein Gebet für den Schreiber verbundenen sogenannten Schreibervers, zum Beispiel in einer Handschrift der Karolingerzeit aus dem Kloster Corbey, wo nach dem Deo Gratias noch zu lesen ist: Wie sich der Seemann auf das Ziel der Fahrt freut, so freut sich der Schreiber auf die letzte Zeile. —

War das Graduale von 1612 von einem Maler aus dem markgräflichen Kulmbach illuminiert, wo Langheim einen Klosterhof besaß, so wurde mit der Ausschmückung des Antiphonars von 1614 ein Miniator aus dem herzoglichen Coburg beauftragt, das dem gleichfalls langheimischen Hof Tambach nahe, ehedem durch manche Fäden mit dem Kloster selbst verbunden war. Auch dieser Coburger Buchmaler Peter Müller —

auf dem Pirmen Petrus Muler von Coberg — verstand sich auf Farbe und Komposition. Seinen vermutlich nach Vorlagen verschiedener Meister, wohl auch unter dem Einfluß der italienischen religiösen Kunst geschaffenen Initialbildern und Miniaturen aus dem Bereich des Evangeliums und der Heiligen eignet gute dekorative Wirkung.[5])

Das Bild auf dem Titelblatt der neuen Handschrift ist im Motiv das gleiche wie in den beiden früheren liturgischen Büchern des Christoph Sartorius, dem Graduale von 1612 und dem Teil-Antiphonar von 1613, doch trägt beim Antiphonarium de Sanctis von 1614 der eine Abt — wohl St. Bernhard — die Mitra, zu der wie zu Ring und Stab auch Langheims Prälaten in klostereigenen Kirchen seit 1472 berechtigt waren. — Die Widmung der Handschrift weist als im wesentlichen gleichlautende Formel ebenfalls nur geringfügige Unterschiede auf. So erscheinen wie bereits bei dem in der zweiten Hälfte des Jahres 1613 geschriebenen Teil-Antiphonar auch beim Antiphonarium von 1614 nach dem Namen des Abtes die Schriftzeichen S.T.D., die bekunden, Petrus III. sei im Frühsommer 1613 vom Ordenskapitel in Citeaux als auf Grund zweier rühmlich bestandener Disputationen ernannter Sanctae Theologiae Doctor nach Franken heimgekehrt.

Nach Vollendung des Antiphonarium de Sanctis vertauschte Christoph Sartorius die Tätigkeit in der gegen das Weltgeschehen abgegrenzten Schreibzelle zu Langheim für mehrere Jahre mit der Seelsorge, und zwar als Pfarrverweser von Lichtenfels 1616, von Weismain 1617. Beide Städte waren im damaligen Langheimer Konvent ansehnlich vertreten. Aus Lichtenfels waren der Prior und spätere Abt Johannes Gagel, ferner der als Pfarrer in Graitz tätige und im Krieg dort vieles erduldende P. Johannes Rögner, der Pfarrer von Altenkunstadt Joh. Bauschewein, die Patres Joh. Vogel und Caspar Korn, aus Weismain der annoch regierende Abt Petrus Schönfelder, der spätere Abt Nicolaus Eber und der gleich Schönfelder studienhalber in Rom gewesene P. Simon Schreiner, Pfarrer zu Isling, Prior zu Langheim, Propst und Beichtiger zu Frankenthal, Verfasser mehrerer Schriften über die Wallfahrt zu den 14 Nothelfern — ad 14 Auxiliatores.

Der Geisteskampf des 16. Jahrhunderts hatte sich seit Beginn des 17. Jahrhunderts mehr und mehr in die Politik verlagert. Die Entstehung zweier Bünde: der Union 1608 und der Liga 1609, verschärfte die Spannung. Ein Jahrzehnt darnach, 1618, brach der Krieg aus. Die dumpfe Trommel schlug an, die fortan dreißig Jahre nimmer verstummte.

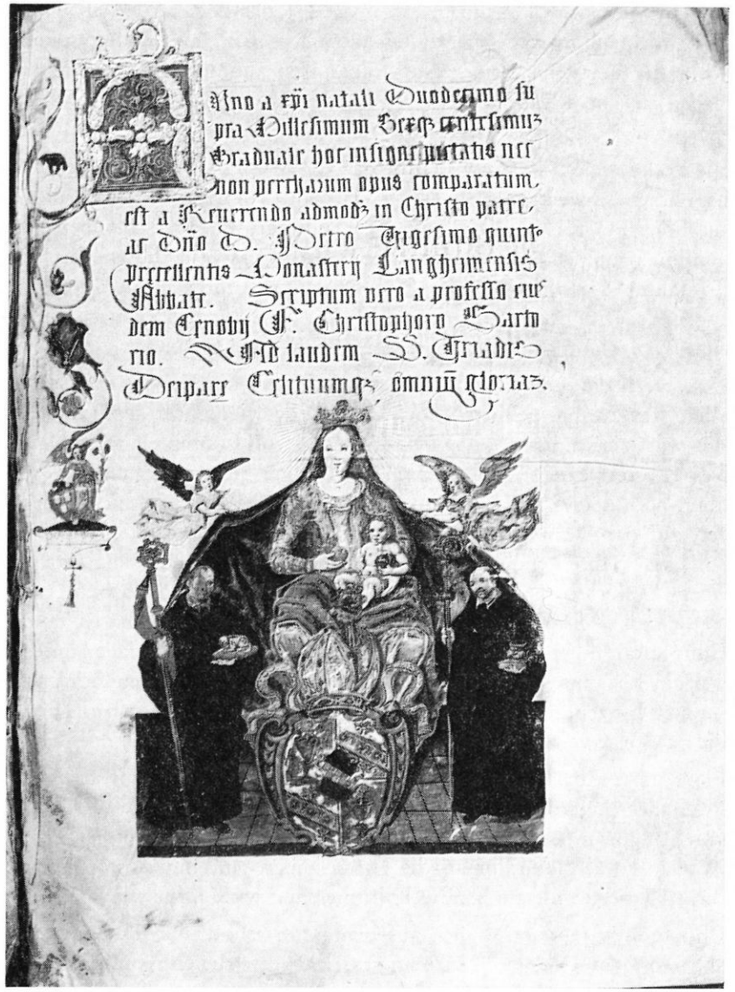
Wie in Vorahnung bedrohlicher Zeiten hatte der Rat von Lichtenfels den Unteren Torturm aufstocken lassen. Der oben im Gemäuer stadteinwärts blickende Wappenstein mit den Schildzeichen der Stadt und des Fürstbischofs trägt auch die so schicksalskundige Jahrzahl des Kriegsbeginnes.

Im Spätherbst des dritten Kriegsjahres starb unerwartet während der Konvents- oder Chormesse im Münster Abt Petrus III. Schönfelder, noch nicht 43 Jahre, ein würdiger, kirchentreuer Prälat, voll Eifer für das religiöse Leben im Bereiche der Abtei. Sein durch gründliches theologisches Wissen erworbener Lorbeer des Gelehrten wird noch im Catalogus Abbatum 1720 verkündet: laurea magni doctoris. —

Noch blieb das Fürstbistum und Kaiserliche Hochstift Bamberg und mit ihm auch das Kloster Langheim von den blutigen Schrecken des Krieges verschont, doch die Kriegslasten drückten immer schwerer. Wiederholt schon hatte die fürstbischöfliche Regierung vom Kloster die Kriegsabgabe, das sogenannte subsidium caritativum gefordert, immer dringender wegen der im Zögern liegenden Gefahr — „schleunigst propter Periculum in mora" —, wie es in der Bamberger „Bede" (Bitte) hieß. Langheim schickte auch wiederholt mehrere Tausend Gulden, wußte jedoch bald selber nimmer ein und aus in einer durch den Krieg aus den Fugen geratenen Welt. Nichts kennzeichnet die Notlage des Juraklosters deutlicher als die knappe Aussage zum Tod des Abtes Johannes VII. Weigand 1626: Er starb, erschöpft von den Leiden des Krieges.

In diesen bedrängten Zeiten stand Christoph Sartorius — nun ein etwa Fünfziger — durch das Vertrauen des Konvents berufen als Hofmeister, Praepositus oder Propst des Langheimer Mönchhofes zu Kulmbach auf einem Posten, der zwar einer der angesehensten im Abteibereich war — auch Abt Weigand hatte vor seiner Erwählung das Amt eines Satrapa Culmbacensis, eines klösterlichen Amtmannes oder Statthalters zu Kulmbach bekleidet —, der aber auch verantwortungsvoll war und damals — wie sich zeigen sollte — von einer besonderen Problematik.

Der Mönchshof, in seiner unter Abt Gallus Knauer Ende des 17. Jahrhunderts entstandenen jetzigen Gestalt eines der schönsten Gebäude in der alten Markgrafenstadt, war eine Stiftung der mit den Grafen von Andechs-Plassenberg, Herzögen von Meranien verwandten Grafen von Orlamünde, die mit an der Spitze des Verzeichnisses stehen, darin Langheim die Nomina illustrium benefactorum, Namen der erlauchten Gönner aufbewahrte: Comites de Meran, Orlamund et Truhending. — In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war Hofmeister zu Kulmbach, zugleich Inhaber des dortigen Allerheiligen-Beneficiums, der Cistercienser Melchior von Rotenhan, der 1531 auch



Titelblatt des Graduale Cisterciense 1612

zu Kulmbach starb, nachdem er etwa 60 Jahre dem Orden angehört, etwa 30 Jahre die Curia Culmbacensis verwaltet hatte.[6]) — Ein Jahrhundert später trug die dunkle Woge der Zeit einen seiner Nachfolger, den nunmehrigen Hofmeister Christoph Sartorius, zu jenem Schicksal empor, das den Menschen über den Alltag erhebt, ihm zugleich zur Waage des Herzens wird in der Stunde der Gefahr und der Bewährung.

Die Stunde kam, als Schweden in den Krieg eingriff und als die in Mitteldeutschland siegreichen schwedischen Waffen nach dem deutschen Süden vordrangen. Bald wurde auch das Fürstbistum Bamberg ihre Beute. Anno 1632 Bamberga capta diris exactionibus prope consumitur — so heißt es bei einem örtlichen Chronisten. Zu deutsch: Im Jahre 1632 wird Bamberg genommen und durch harte Brandschatzungen nahezu zugrundegerichtet. — Nur die beiden Landesfestungen Kronach und das als „Schlüssel zum Bayernland" geltende Forchheim blieben unbezwungen.

Nun brach die Sturmflut des Krieges auch über das Kloster Langheim herein und über alles, was zu ihm gehörte. Langheim wurde wiederholt geplündert, „das schöne Kloster wüst zerschmissen", wie der Amtmann von Lichtenfels an den Fürstbischof schrieb. Des Klosters Dienstleute mußten der Krone Schweden huldigen. Abt Nicolaus III. Eber, noch kein ganzes Jahr im Amt, entging zwar dem Schicksal des Abtes von Banz, der, auf der Flucht von schwedischen Reitern an der Lichtenfelser Mainbrücke eingeholt, vier Jahre gefangen war und am Tag seiner Freilassung starb, er irrte aber von einem Zufluchtsort zum andern und starb gleichfalls nach wenigen Jahren. In seiner Vaterstadt Weismain, wo er die letzte Zuflucht gefunden hatte, fand er auch vor dem Hauptaltar der Pfarrkirche sein Grab. Mönche und Novizen, unter ihnen der später weithin bekannt gewordene Mauritius Knauer, verstreuten sich nach allen Windrichtungen. Einzelne kamen bis in die kaiserlichen Erblande, wo sie für die Zeit des Exils die Seelsorge verwaister Pfarreien übernahmen.

Einst hatte Abt Petrus III. Schönfelder für die Urkunden der Abtei die hochgemute Präambel eingeführt: Wir, durch Gottes Verhängniß und Vürsehung Abt und Prälat von Langheim. — Wie eine Fahne hatte die den fürstengleichen Rang der Langheimer Äbte bekundende diplomatische Formel über dem Jurakloster gestanden. Jetzt wurde diese Fahne gewaltsam herabgeholt; niemand wußte, für wie lange. —

Christoph Sartorius sah sich auf dem Mönchshof zu Kulmbach mit einem Male wie auf einsamer, wogenumstürmter Insel, abgeschnitten von jeglicher Verbindung mit Langheim, über dessen Geschick nur düstere Gerüchte ihn umschwirrten. Die markgräfliche Regierung, die auch die klösterlichen Untertanen zu Kulmbach, soweit sie

„im Brandenburgischen Schutz" wohnten, mit Kriegsschatzungen belastete, forderte — in Abwesenheit des Markgrafen Christian vertreten durch den Oberst Muffel — von dem Hofmeister den Verzicht des Klosters auf den Hof. Sartorius weigerte sich dessen und verteidigte — wie Jäck[7]) betont — „kräftigst" seines Klosters altes verbrieftes Recht. Doch sein Widerstand war vergebens. Der Hof wurde vom Markgrafen dem Kloster entrissen. Der Hofmeister wurde hart behandelt und mußte seine ungebeugte Haltung mit Kerkerhaft schwer büßen.

Das Jahr 1634 brachte mit dem Sieg des Kaisers bei Nördlingen am 6. September die Schicksalswende. Die Schweden und ihre Verbündeten wurden zum Rückzug aus Süddeutschland gezwungen. Das ausgeblutete Fürstbistum Bamberg wurde wieder vom Feinde frei. Der schon erwähnte Chronist spricht aus örtlicher Schau von einem nahezu völligen Zusammenbruch der schwedischen Macht: prope tota vis Suecorum infringitur. —

Auch für den sturmgeprüften langheimischen Hofmeister zu Kulmbach schlug nun die Stunde der Befreiung. Ihr folgte die Rückerstattung des Mönchshofes an dessen rechtmäßigen Besitzer, das Kloster Langheim. Nach Jäck[8]) war der Hof vom Markgrafen bis zum 1. Juli 1635 „unter Sequester" d. h. Beschlagnahme gehalten worden. Wie das Kloster Langheim war auch die Klosterkurie zu Kulmbach völlig ausgeplündert. — Wieder ein Jahrhundert später setzte die markgräfliche Regierung dem Mönchshof mit Schatzungen und „Truppen-Exekutionen" erneut zu, bis Langheim durch eine mit Vertrag von 1730 vereinbarte Zahlung von jährlich 700 Gulden seiner Kulmbacher Kurie für die letzten siebzig Klosterjahre einen leidlichen Frieden sicherte.

Christoph Sartorius, mitgenommen durch die von 1632 bis 1634 ausgestandenen Leiden, fand sich nach Entlassung aus der Haft in Langheim ein, wo nach und nach auch die anderen Mönche mit dem Prior Johannes Gagel wieder aus dem Exil eintrafen. Das Wiedersehen mit Langheim war traurig. Statt ihres „schönen Klosters" erwartete sie eines, das leer war, brandgeschwärzt und zum Teil zerstört, dessen Wohnräume unwohnlich und dessen Kirchen und Kapellen profaniert oder entweiht waren, so daß man die feierliche Profeß oder Vereidung der Novizen in die Pfarrkirche von Weismain verlegen mußte.

Es mangelte an Geld, es mangelte an Zugtieren für die Felderbestellung. Gab es doch im ganzen Oberamt Lichtenfels kaum mehr ein Pferd. Den weichenden Schweden waren die Kaiserlichen auf dem Fuß gefolgt, und Feind wie Freund hatte überall die Pferde requiriert für die Reiter, die „Stücke" oder Geschütze, die Wagen. Die Annales

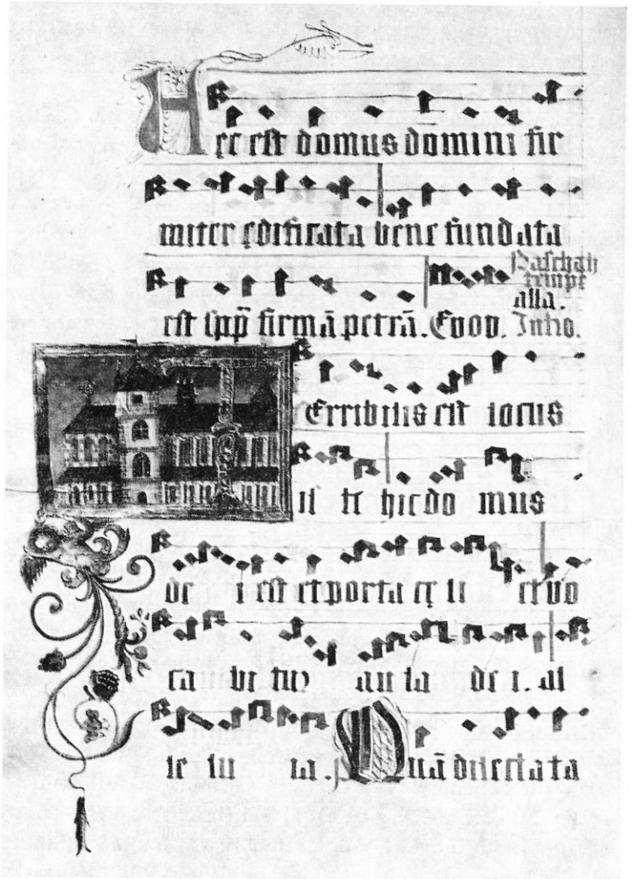
Langheimenses bekunden, man habe in dem verödeten Kloster nur die äußerste Armut angetroffen. Noch von dem neuen, 1638 erwählten Abt Johannes VIII. Gagel, der die Last des ersten Wiederaufbaues ein Jahrzehnt zu tragen hatte, heißt es, er habe seine Tage in Armut und Not zugebracht. Wenn sich die Mönche im Refectorium versammelten, war der Hunger Tischgenosse. Und als sie für die beiden nicht mehr heimgekehrten, weil auf der Flucht dem feindlichen Blei erlegenen Mitbrüder, den P. Lorenz Reuss und den jungen, erst wenige Jahre zuvor ins Kloster gekommenen P. Jodocus Wilmuth, das Requiem halten wollten, fand sich kein brauchbares Meßgewand. Für manchen der Heimkehrer war auch jetzt im Kloster kein Bleibens. Auch im Fürstbistum Bamberg waren infolge des Krieges Pfarreien verwaist. So mußten Langheimer Zisterzienser wiederum auswärtige Seelsorgestellen übernehmen, wie z. B. der P. Wendelinus Schwend aus Coburg, der, ehedem protestantischer Prediger, als Konvertit nach Langheim gekommen war, Flucht und Exil mitgemacht hatte und nun auf die an das Kloster ergangene Bitte des Fürstbischofs die Pfarreien Hallstadt und Breitengüßbach betreute, schließlich sein Grab bei den Jesuiten zu Bamberg fand.[9])

Die Notlage des Klosters ließ an ein Wiederaufleben der noch wenige Jahre vor dem Krieg so blühenden Langheimer Schreibkunst vorerst nicht denken, zumal auch in der zweiten Kriegshälfte die Truppendurchzüge mit ihren stets neuen Lasten nicht aufhörten, auch die Finanzlage des Klosters bei der allgemeinen Münzverschlechterung und den immer wieder fälligen Kriegssteuern keine Aussicht auf Besserung zeigte. Wie in der Frühzeit des Zisterzienserordens galt daher in Langheim zunächst wieder die Rangordnung der Werte: Kelch, Pflug und Buch. Man mußte vielfach wieder anfangen wie in der Pionierzeit des Grauen Ordens, sollte das Kloster Hunger und Not drinnen, Wildnis und Verwilderung draußen überstehen und überwinden.

Christoph Sartorius, der einstige Meister der Feder und des Pergaments, nahm noch einmal den Federkiel zur Hand, nicht um in der festlichen Schrift seiner drei Folianten von 1612, 1613 und 1614 eine neue liturgische Handschrift zu schreiben, sondern um für Abt und Konvent, weiterhin für das in den Tagen der Gefahr nach der Festung Ingolstadt in Sicherheit gebrachte Klosterarchiv eine Relatio Brevis, einen Kurzen Bericht zu erstatten über das Schicksal des ihm anvertraut gewesenen Hofes zu Kulmbach und über sein, des Hofmeisters, Erleben und Erdulden im Jahre 1632 und in der folgenden Zeit.

Der zeitbezeichnend ausführliche Titel dieser als Autobiographie sich gebenden, manche nachdenkliche Sentenz enthaltenden Schrift lautet, aus der Sprache des 17. Jahrhunderts in die der Gegenwart übertragen, in Auszug wie folgt: Kurzer Bericht. Wie und auf was für eine Weise der Langheimer Hof zu Culmbach in der bekannten und beklagenswerten schwedischen Drangsal von des abwesenden Herrn Markgrafen Christian Obristen Muffel und anderen Räten ist eingezogen worden und ausgeplündert. Auch wie es dem damaligen Hofmeister F. Chr. S. ist ergangen. Auch wie genannter Hof dem Kloster Langheim wieder ist zurückerstattet worden. —

Den Inhalt der Relatio Brevis bilden u. a. die „unterschidlich Schreiben und Supplicationes“, so von dem Hofmeister an „Herrn Markgrafen und andere Herren“ waren gerichtet worden, ferner ein Inventar-Verzeichnis „selbiger Zeit“, daraus ersichtlich, in welchem Maße der Hof war „außspolirt“ worden. Dies alles „Teste Experientia et Veritate“, d. h. mit dem Zeugnis des eigenen



Seite aus dem Graduale Cistercienese von 1612 mit Abbildung des Langheimer Münsters

Erlebens und der Wahrheit: F. Chr. S., im Text ausgeschrieben F. Christoph Sartorius, Langkh. Conventual und hoffmeister. —

Während in den großen liturgischen Handschriften des Christoph Sartorius, diesen durch die Kunst der Schrift und der Buchmalerei goldnen Büchern des Heiligtums, die Buchstaben in gefestigter hieratischer Ordnung stehen, erscheint das Schriftbild der Relatio Brevis wie eine Landschaft unter stürmisch bewegtem Himmel. Es läßt wenig von dem erkennen, was der Schreiber einst an Mitteln und Kunst des Schreibens besaß.

Nach dem Langheimer Nekrolog oder Totenbuch starb Christoph Sartorius am 13. Februar 1655. Dieser Monatstag hieß im Römischen Kalender die Iden des Februars. So lautet der Eintrag im Nekrolog: Idibus febr. Fr. Christophori Sartoris, sacerdotis et monachi senioris de Bamberga, provisoris in Culmbach, 1655, aetate 74 —.[10]) Zu deutsch: an den Iden des Februars ist der Sterbetag des F. Christoph Sartor, Priesters und Konventsältesten aus Bamberg, Hofmeisters zu Kulmbach, gestorben 1655 im Alter von 74 Jahren. — Sartorius hatte demnach die Schwedenzeit 1632—1634 um zwei Jahrzehnte überlebt und gleich dem früher erwähnten anderen Kulmbacher Hofmeister von Rotenhan nahezu 60 Jahre dem Kloster Langheim und dem Zisterzienserorden angehört.

Mehr als dreihundert Jahre sind seit jenen Iden des Februars 1655 vergangen. Noch aber künden — aere perennius, dauernder denn Erz — die mit aller Zartheit wie Leuchtkraft der Farbe ausgeschmückten, von dem einstigen Langheimer Schreibmeister mit aller Kunst der Schrift geschriebenen liturgischen Handschriften nicht nur von einer hohen, wenn auch bereits von Wettern verhangenen Zeit Langheims, sondern sie sprechen auch von der Ehrfurcht und Wertschätzung, die in dem Jurakloster dem Gotteswort entgegengebracht wurde, indem man ihm ein durch Schrift und Bild, durch Pergament, starke Einbände aus weißem, gepreßtem Leder und blitzende Messingbeschläge so kostbares, prachtvolles Gewand gab.

Mit der schlichten Papierhandschrift der Relatio Brevis hingegen ist in die Geschichte Langheims ein Kapitel eingereiht vom Kampf ums Recht, ein Kapitel zugleich von jenem alle Dämme brechenden, alle Ordnungen auflösenden Großen Krieg, vor dessen — wie Schiller im Prolog zu „Wallenstein" sagt — finsterm Zeitgrund Christoph Sartorius erscheint, in Drangsal und Not dennoch standhaft auf dem Boden beschworener Satzung, eine denkwürdige Langheimer Mönchsgestalt aus dem 17. Jahrhundert.

Willi Schreiber, Kronach:

DIE FLÖSSEREI IM FRANKENWALD

Es kann angenommen werden, daß die Flößerei im Frankenwald gleichaltrig ist mit dessen Besiedlung. Einerseits mußten, als der „Nortwald" an das Bistum Bamberg gekommen war (1122) und die Besiedlung systematisch durchgeführt wurde, große Rodungen gemacht werden, um Land für den Ackerbau zu schaffen, andererseits drängt das dabei anfallende Holz direkt zum Verkauf. Bis zum 14. Jahrhundert jedoch fehlen die Urkunden über die Flößerei, und erst das Rechtsbuch des Bischofs Freiherrn von Hohenlohe (1348) enthält den sog. Zolltarif. Verschiedene fürstbischöfliche Verordnungen über Holzhandel und Holznutzung „im Wald" (so aus dem Copialbuch des Fürstbischofs Friedrich von Aufseß um 1430) sind vorhanden.

Weiter wird uns im Jahre 1346 berichtet „vom flozzen uf der rada gejn Steinigen wisen uf den Mewen". — Nach der Errichtung des Marktes Wallenfels (1348) mußte jeder Flößer, der durch den Wallenfelser Zoll hinaus auf andere Schneidmühlen trieb, an den Amtsvogt 1 Pfd. 6 Pfg. oder 1 Bloch von jedem Schock Blöcher geben, wovon allerdings die Bürger zu Wallenfels ausgenommen wurden. Eine Anzahl Urkunden des Bamberger Stadtarchivs aus den Jahren 1406, 1407 und 1408 enthalten Klagen der „bürger, schiflewte, und floßlewte, die des heiligen reich straßen auf dem Mayne pawen" ber Zollbedrückungen. 1485 erwähnt die Kronacher Kastenamtsrechnung erstmals neben einem fürstbischöflichen Holzzoll auf der Rodach bei Kronach (Zollschere) ebensolche Zollstätten in Wallenfels und Zeyern, was von einer großen Holzausfuhr zeugt.

Ein wertvolles Privileg war die Wallenfelser Zollfreiheit. Nach fürstbischöflichen Erlassen (1450—1588) war jeder Wallenfelser Bürger vom Kronacher Stadtzoll befreit und durfte jährlich durch die Zollschere 14 Böden unverzollt flößen. Zollpflichtig waren das unbehauene Floßholz (Böden und Blöcher) und das zum sofortigen Gebrauch zugerichtete und behauene Material (Bretterriegen und Weinbergpfähle). Die Erzeugnisse der Holzindustrie des Frankenwaldes, die damals verhältnismäßig hoch entwickelt war und sich fast über alle Dörfer des Rodachgebietes ausdehnte — von Wallenfels werden speziell Multern, Schäfflein, Tischfüße, Pfeilschäfte, Speerstangen, Felgen geflößt — waren dagegen zollfrei.

„Frankenwaldflößer"
Holzschnitt von Gottfried Neukam

Die Stadt Kronach, die am Zusammenfluß der drei Frankenwaldflüsse Rodach, Kronach und Haßlach liegt, war nicht nur schon in alter Zeit Hauptstapelplatz der Flößerei, sondern auch Sitz der Floßherren. Eine Zollrechnung von 1491/92 nennt nicht weniger als 36. Eine großen Aufschwung erlebte die Flößerei in den Kriegszeiten und durch die im Jahre 1812 einsetzenden Waldverkäufe. Die schönsten schlagbaren Bestände wurden niedergehauen, was allerdings wieder eine Schädigung der Waldwirtschaft bedeutete. 1829 jedoch schritt der Staat ein und machte dem umfangreichen Abholzen ein Ende. Eine Belebung erfuhr die Flößerei im Jahre 1834 durch einen verheerenden Orkan, der riesige Flächen Staats- und Privatwald niederriß. Ihm folgten abgesehen von kleineren Schäden, weitere ausgedehnte Waldbrüche, so ein besonders starker im Jahre 1868, der Hunderttausende der schönsten Stämme entwurzelte. Ein gutes Bild der damaligen Blüte des Holzhandels gibt eine Steuerliste des Jahres 1871.

WANDEL DER WALDBESTOCKUNG IM FRANKENWALD

Der Frankenwald als Schiefergebirge, ein Südostausläufer des Thüringer Waldes, umfaßt die Landkreise Kronach, Naila und Stadtsteinach.[1]) Der Staatswald weist mit neun Forstämtern eine Fläche von rund 20 000 ha aus. Dazu kommen an Körperschaftswald 2 134 ha und an Privatwald 26 436 ha, das sind rund 29 000 ha. Die Waldungsziffer des Gebietes ist 34 Prozent. Die Höhenunterschiede betragen 308 m (Kronach) und

792 m (Döbraberg). Das Amt Kronach liegt in einem, durch Floßbäche ausgezeichnet aufgeschlossenem Gebiet und umfaßt die ehemaligen Reviere und heutigen Forstämter Kronach, Nordhalben, Rothenkirchen, Steinwiesen und Wallenfels. Außerhalb des Floßgebietes liegt das Amt Stadtsteinach (1151 vom Bistum Bamberg erworben). Viel später erst erwerben die Markgrafen von Bayreuth namhafte Ländereien im Frankenwald. Durch Kauf gehen an sie über im Jahre 1622 die Herrschaften von Lichtenberg und Lauenstein, ferner 1758 Schwarzenbach am Wald. Die Waldungen gehören zu den Staatlichen Forstämtern Bad Steben, Schwarzenbach und Ludwigsstadt.

In den Waldungen des Bistums Bamberg (Amt Kronach) wird in einem einheitlichen Wuchsgebiet schon im Mittelalter eine intensive Waldwirtschaft betrieben. Sie bediente sich mehrere Jahrhunderte der Plenterwaldform, um in einem ursprünglich aus Tanne, Buche, Edellaubhölzern, Fichte bestehenden Wald die begehrten Starkhölzer, die sog. „Holländerstämme" (26 m lang mit einem Zopf von 42 cm), für den Export zu erzielen.

Die Bischöfe waren sich sehr zeitig über die Wirtschaftspolitik für dieses rauhe Waldgebiet, das mit seinen Feldern nie hohe Erträge, also auch nur geringe Steuern bringen konnte, klar. 1348 spricht sich ein Bamberger Urbar bei einer Siedlungsplanung (in Dörneich = Dörnach, FA Kronach) sehr eindeutig gegen eine Rodungs- und Siedlungspolitik für den Frankenwald aus, weil der Wald mehr abwirft als die Menschen, die dort angesetzt werden können.

Sehr zeitig hören wir von einer gewissen Holznot: In rascher Folge erscheinen ab 1520 Waldbereitungen und Forstordnungen — alle 10 Jahre. Die Einleitungen stellten fast immer fest: „das Holtz ist in ein großes Abnehmen kommen durch Unachtsamkeit, mißverständiger, entfrembter, betrieglicher und pflichtvergessener Weis" (1561).

Im Holzgeschäft war damals Hochkonjunktur, wie in der besten Zeit unserer Höchstpreise. — „Soll unser forstmeister vorthin keinen ledigen Gesellen . . . der in seines Vaters Brott vndt vnss nid mit mannschaft Zinß vndt Steuer diensthaft einen Einzigen Stamm . . . mag, an Floßholtz geben oder sonsten darmit hantieren gestatten, dieweil bishero solche Personen nit mehr zur Schul zu Handwerkche oder sonst zu diensten sich begeben, sondern all vber der Floßhandel liegen, die wäldt vnd gehulzen hinweghauen, auf dem Handel ein Handwerk gemacht, die Forstmeister vnd Forstknecht mit geschenkh verehrt, damit jederzeit desto besser holtz bekommen . . ." 1656 findet sich die Nachricht über „Floßherren so nach Würzburg und Frankfurt, spazieren fahren", daß bei einem Einkauf von 200 fl ein Verkaufspreis von 1200 bis 1500 fl erzielt wurde. Bei diesen sehr hohen Anforderungen, besonders im Bereich der

Floßbäche, ist es erstaunlich, daß trotz aller Klagen über die Holznot, „Verösigung", von den Forstleuten die Plenterwaldform drei Jahrhunderte verhältnismäßig gut weitergeführt und in Substanz erhalten werden konnte.

Die ersten Waldbeschreibungen stammen aus dem Jahre 1520 für das Amt Kronach, Tiuschitz (Teuschnitz) und Waldenfels. Die wohl beste Schilderung der damaligen Waldverhätlnisse gibt der aus dem Laubholzgebiet kommende Oberforstmeister Martin Rußwurmb 1591. Sie läßt in den letzten Resten die „Pracht und Herrlichkeit" der ursprünglichen Frankenwaldbestockung ahnen:

„. . . der Schirnwald (Tschirner Wald) alles mit Dennes, Vichten, Pau, Sag, Pfattenholz auch sonsten zu allerhandt dienstliches Holtz mit villen großen Buchen, Ilmen (Ulmen), Ahorneß, Leinpaum (Spitzahorn) wollbestocket" . . . — „. . . die Dobra (FA Wallenfels) ein sehr herrliches, schones erwachsenes Tennes, Vichteneß, Eicheneß, Ahorneß, Ihlmeneß vnd anderes Gehöltz sehr großen und stattlichen Vorrats. Es ist sehr gewuchsig nicht vberständig vnd unmangelbar" . . .

Bis ungefähr 1650 ist durch reine Bedarfswirtschaft die Eiche und alles übrige Edellaubholz aus den Beständen herausgezogen, obwohl es an Anordnungen, zu schonen und zu pflegen, nicht gefehlt hat. Doch waren diese wirkungslos, denn Holz war der Werkstoff des Gewerbes. 1530 ist z. B. im Tiefenbach bis Meußpeuttel (FA Steinwiesen) das Edellaubholz von den „Multerern" und „Schußlern" sehr „verhauen". 1561 werden Strafen für „verösigungen" angedroht. 1573: „Kein Multerer und Schußler soll mehr Edelholtz bekommen"; 1601 und 1668 wird befohlen „Edelholz zu hegen, damit wieder ein Vorrat gehalten würde". 1830 sind Bergahorn, Spitzahorn, Esche, Linde, Ulme, Eiche aus den Waldungen verschwunden und nur noch in Ortschaften zu finden.

Kann man für die Zeit des angehenden Naturwaldes vor 1500 mit einem Anteil von 40 Prozent Laubholz und 60 Prozent Tanne bei ganz geringer Beteiligung der Fichte rechnen, so dürfte um 1665 der Anteil des Laubholzes (fast nur noch in Form von Buche) kaum 10 Prozent mehr gewesen sein, bei etwa 80 Prozent Tanne und 10 Prozent Fichte. 1665 wird die Fichte vermehrt hervorgehoben, meist ortsweise.

1686 klagt ein Visitator: „Sintemalen wenn ich ein Refier verlassen und die andern betreten, das Stehlen in der Verlassenen wird angefangen werden". Durch Geschworene stellt man an Hand der Waldzeichen fest, daß neben den „signierten" (= ausgezeichneten) und zu Recht gefällten Stämmen noch mindestens 50 Prozent „Unsignierte" beiseite geschafft wurden.

Im Jahre 1692 wird die einst wegen ihrer guten Hölzer immer so gerühmte Wallenfelser Beforstung als arm an Althölzern geschildert, dies ist noch vertreten als „ausgeschertes, altes, faules und bußwührige Feuer Stämb und Wasserreis (= starkastige sog. Wassertannen zur Floßbachverbauung). Reißer und pfaden und anderer geringer Saamen" sind die Hauptbestockung (Junghölzer). (Dazu gehörte wohl die alte Riesentanne „Großvater" im Thiemitztal). Nachrichten von 1756 und 1768 beschreiben ähnliche Zustände. Ein scharfer Verfall ist dann offenbar bis 1782 eingetreten. Der Plenterwald ist im Laufe eines Jahrhunderts zum „Plünderwald" herabgesunken. Die Übernutzungen aber steigern sich noch weiter. Die Zeit des bösesten Waldraubes ist 1789 bis 1830 erreicht. Der Holzhandel im Frankenwald hat nie gekannte Ausmaße angenommen. Der napoleonische Krieg forderte Holz und immer mehr Holz.

DIE HOLLÄNDER KAMEN IN DEN FRANKENWALD

Holland, das holzarme Land am Meer, hatte ständig Bedarf. Es baute seine Flotte und Flotten für andere Länder. Das Holz hierzu wurde herbeigeflößt. Nachdem die näher gelegenen Gebiete um Rhein, Ruhr, Lippe und Wupper ausgebeutet und auch der Untermain und die einmündenden Flüsse an ihren Ufern gelichtet waren, kamen die Holländer in den Frankenwald, um hier Holz zu kaufen.

Die Sage berichtet, daß die Holländer, angetan mit weißen Strümpfen, schwarzen Schuhen mit Silberschnalle, Gehrock und Zylinder (also der heutigen, bzw. späteren Flößertracht des Frankenwaldes) mit dem Pferd in den Frankenwald geritten kamen. Sie trugen ein silbernes Hämmerchen bei sich, mit dem sie die Stämme beklopften und nach ihrem Verwendungszweck aussuchten. Es waren sehr gute Holzkenner. Sie kauften nur freischwimmendes Holz und sahen es ihm an, ob es gut und gleichmäßig gewachsen war; man behauptet auch von ihnen, daß sie an den Jahresringen feststellen konnten, ob ein Stamm aus dem Frankenwald oder einem anderen Gebiet stamme.

Durch die Flößerei war dem Frankenwald eine Verdienstquelle erschlossen worden. An der Rodach, der Kronach und der Haßlach bildeten sich Flößerdörfer, und Kronach wurde die Metropole. Hauptstapelplätze am Rhein waren früher besonders Koblenz und Köln, Mainz und Mannheim. Die beiden letzteren waren (nach Mohr) 1790 noch sehr gefährdet durch Hochwasser und Eisgang, bis sie dann später zu richtigen Winterhäfen ausgebaut wurden.

Für den Frankenwald war Aschaffenburg („Ascheberch") und Kostheim (bei Mainz) ebenso Depot der Holländer wie Verkaufs- und Ablieferungslager. Der ganze rheinische Holzhandel lag damals in Händen von Großhandelshäusern. Ungeheuere Summen waren zu diesem Geschäft erforderlich, denn auf einem einzigen Floß waren etwa 12 500 cbm Holz zusammengespannt. Einen Wandel im Floßhandel brachte der napoleonische Krieg mit sich. Während das untere Rheintal viel gebrandschatzt wurde und ständig besetzt war, hatte Bayern als Verbündeter des Korsen große Vorteile. Flößerei und Handel blühten auf. Nach dem Kriege schaltete sich anderes Kapital in das Floßgeschäft ein. Die Floße wurden kleiner gebaut, in Mainz, Mannheim oder Heilbronn mit Flößern besetzt und direkt nach Holland verfrachtet.

Schon um 1680 war das größte Hindernis für die Flößerei auf dem Rhein, das Binger Loch, von dem Frankfurter Holzhändler von Stockheim mit Unterstützung der kurhessischen Regierung mit einem riesigen Kostenaufwand gesprengt worden, so daß es nun selbst für größte Floße passierbar war. Auch andere gefährliche Stellen waren beseitigt worden, und ein Flößer aus dem Frankenwald hatte es nicht mehr nötig, wie vorher, sein Testament vor Antritt jeder Reise zu machen.

DER FRANKENWALDFLÖSSER

Die Dörfer des Frankenwaldes, soweit sie am Bach lagen und nicht nur Bauern als Einwohner hatten, wurden zu Flößerdörfern. Bis in die neuere Zeit hinein waren es besonders Neuses, Wallenfels, Unterrodach, Friesen und Steinberg. Es war jedoch nicht so, daß sich alle Einwohner nur mit der Flößerei beschäftigt hätten. Jeder Floßherr war nebenbei Bauer, hatte Haus- und Grundbesitz, und die meisten übrigen Bewohner waren bei diesen als Floßknechte und landwirtschaftliche Arbeiter tätig. Oft arbeiteten ganze Sippen zusammen. Die Floßherren schafften fleißig mit. Ihr Feiertagsgewand, das sie manchmal aber auch auf die Reise anzogen, waren der „Spenzer", der lange Gehrock mit den Schwalbenschwänzen, in grau oder schwarz, die braunen oder schwarzen Kniehosen, die weißen Strümpfe, die Lederhalbschuhe mit den Silberschnallen, das weiße Hemd mit Umlegekragen und der hohe graue oder schwarze Zylinder. Im Gegensatz zu den Floßherren hatten die Floßknechte nur eine hohe blaue Schiffermütze, Spenzer mit Silberknöpfen, aber ohne Schwalbenschwanz, lange Hose, Lederhalbschuhe mit Lederschnallen als Feiertagstracht.

DREI SORTEN FLOSSKNECHTE

Die einen waren die ganz armen. Sie wohnten zur Miete, oft mit einer großen Familie in nur einer Stube, manchmal waren es sogar mehrere Familien. Diese Stube diente als Wohn-, Koch- und Schlafraum, ebenso als Werkstatt. Die größeren Kinder schliefen in Dachkammern, durch deren blankes Ziegel- oder Schindeldach im Winter der Schnee hereingeweht wurde und das Bett am Morgen oft von einer Eisdecke überzogen war. In den kleinen Tropfhäuschen war für zwei oder drei Räume nur ein einziger eingebauter Ofen vorhanden, der vom Flur aus geheizt war und durch seine Kacheln den Stuben Wärme abgab. Das Schürloch war so groß, daß darin jede Familie gerade einen Topf Kaffee oder Suppe kochen konnte. Über dem Schürloch war der „Uofahoufm", ein großer eiserner Kessel als Warmwasserbehälter. Wenn nun zwei Familien an einem Tage Klöße kochen wollten — und Klößtage waren in der Regel der Dienstag, Donnerstag und Sonntag, an den anderen Tagen gab es die übriggebliebenen Klöße aufgewärmt oder „eingeschnitten" — dann mußten die beiden Hausfrauen sich absprechen und die Klöße zur gleichen Zeit einlegen. Um sie später, wenn sie fertig waren, wieder auseinanderzuhalten, machte die eine ihre Klöße rund, die andere länglich.

Wenn der Vater von seiner letzten Reise im Jahr, kurz vor Weihnachten, heimkam, reichte das Geld nur zum Besorgen der allernotwendigsten Sachen, und Weihnachten war dann ein wirkliches Fest, wenn man sich richtig sattessen konnte. Lag unter dem Christbaum noch irgendetwas, zum Beispiel eine warme, wenn auch schon abgetragene Jacke oder ein Paar feste Schuhe, auch wenn sie einige Nummern zu groß waren, so war die Freude groß und konnte nur noch dadurch gesteigert werden, daß vielleicht die Mutter aus dem im ganzen Jahr mit Pfennigen zusammengesparten Geld Mehl gekauft und ein „Hutzelbrot" gebacken hatte.

Die zweite Kategorie der Floßknechte war schon etwas besser daran. Meist hatten sie ein eigenes, wenn auch kleines Häuschen, hielten eine Geiß, ein paar Hühner und Gänse, besaßen vielleicht auch ein Äckerlein oder einen Wiesenfleck, oder sie „machten ihre Kartoffeln bei einem Bauern aus", bei dem man das Jahr über mitgearbeitet hatte. Das Heu und Gras für die Ziege wurde, wenn die eigene Wiese nicht ausreichte, durch Absicheln der Feldraine oder durch „Nachrechen" der großen Wiesen, wenn die Bauern ihr Heu eingebracht hatten, besorgt. Auch die Getreideäcker wurden immer, wenn sie leer standen, noch einmal abgesucht nach Ähren, die man mit einem Knoten aus dem Halmstroh zu einer „Sangel" zusammenband. Dieses Getreide, das man so heimbrachte,

wurde entweder als Hühnerfutter verwendet, oder man drosch es aus, schaffte es zur Mühle und erhielt Mehl dafür. Solange es ging, wurde natürlich die Geiß „gehütet", ebenso ein Anzahl Gänse.

Die reichsten Floßknechte waren die der dritten Sorte. Sie hatten neben ihrem Haus Wiesen und Äcker, hielten sich eine Kuh oder zwei, wenn dieser auch die „Knochen durch die Haut stachen"; dann war meist ein Stück Jungvieh zur Nachzucht da, es gab Geflügel und, was die Hauptsache war: ein oder zwei Schweine standen im Stall. Eines davon wurde auf Weihnachten hin geschlachtet, das andere verkauft. So hatte man lange Zeit etwas zu essen und auch ein paar Mark, um notwendige Anschaffungen oder Hausreparaturen ausführen zu können.

Bei all dieser Armut war es kein Wunder, daß mancher straffällig wurde. Die meisten Delikte jener Zeit waren Holzfrevel, Wilderei, Diebstahl.

Eine spaßige Geschichte wird heute noch erzählt von einem bekannten „Kleeblatt". Sie hatten im Winter, wenn nicht geflößt wurde, daheim Wieh, Spannkeile und Schnallen gemacht und sie dem reichen Holzhändler und Floßherrn verkauft, der sie stets gern nahm — bis er dahinter kam, daß er immer wieder dieselben Dinge kaufte. Was sie ihm den einen Tag verkauften, holten sie des Nachts aus dem Schuppen und verkauften es ihm wieder. Wurde einer bei einer solchen „Tat" erwischt, wurde nicht, wie heute, die Polizei eingeschaltet. Man ließ dem Täter seine Schuld abarbeiten, und der war damit zufrieden; hätte er vorher arbeiten können, hätte er nicht zu stehlen brauchen.

Daß der Wald allen gehört, war für jeden Flößer unumstritten. Wenn er sich also „eine Dürre" holte oder Wiehstämmlein oder Schindelholz, sah er das nicht als Sünde an oder als Verbrechen, wenngleich er auch wußte, daß er sich nicht dabei erwischen lassen durfte.

Der Winter war der Feind der Flößer. Sie saßen daheim, hatten keine Arbeit und damit auch keinen Verdienst. Allerdings gab es auch gute Winter; wenn das Wetter gerade paßte, ging es gleich nach Weihnachten zum Wildflößen. Da mußten die Kuppeln in den Gründen geholt, ausgeschleift, sortiert und gespannt werden. Ebenso gaben die Blöcher Arbeit. Andere beschäftigten sich damit, daß sie Schindeln anfertigten. Das war insofern nicht ganz einfach, als man ja kein Holz dazu hatte. Und woher sollten sie es schon nehmen? Als einmal ein Gendarm den Görch fragte, woraus er denn seine Schindeln mache, antwortete dieser schlagfertig: „Du sichsts daoch, aus Schindlhuolz!" Weil in der Kulmbacher Gegend die besten Stämmchen für die Wieh (Wieden = gedrehte Fichtenstämmchen, die beim Flößen als Seile zu Verbindungen verwendet wur-

den) wuchsen, mußten die Flößer oft dahingehen, und es war nicht gerade ein Spaziergang, die Last etwa 20 km weit heimzutragen. Im Winter fertigten die Flößer auch noch Weinbergpfähle, die sie dann auf der nächsten Floßfahrt auf eigene Rechnung verkauften.

DER HOLZEINKAUF

Um das Floßgeschäft betreiben zu können, mußte zunächst das Holz eingekauft werden. Der Floßherr ging zu seinen Kunden in den oberen Frankenwald. Weil dort das ganze Jahr über von den Bauern Holz geschlagen wurde, wußte er meist schon im voraus, wo und zu welcher Zeit er den oder jenen aufsuchen mußte. Es gab da auch ein ungeschriebenes Gesetz, wonach kein Holzhändler dem anderen in die „Quere" kam. Jeder hatte seine bestimmten Kunden. War man über den Preis einig geworden, wurde jeder gekaufte Stamm mit einer Nummer versehen, die Mitte festgestellt, die Länge mit dem Reißer, dem Üt oder Ü (nach der Form des Einschnittes, u-förmig) eingeschnitten, mit dem Gabelmaß vermessen und mit dem Zeichen des Floßherrn versehen, das jeder, der im Frankenwald irgendwie mit Holz zu tun hatte, kannte.

Die Holz- oder Floßzeichen sind sehr alt und gehörten zu den Anwesen, wo sie häufig auch als Hauszeichen (ähnlich wie bei den Steinmetzzeichen) verwendet wurden.

Konnte der Bauer das Holz selbst zum Lagerplatz fahren, wurde auch gleich der Fuhrlohn ausgemacht. Lag das Holz in einem Grund, so holte es der Floßherr selbst. Er hatte dazu ein paar Ochsen, die wie Pferde ausgriffen.

Im Frankenwald gab es bis vor 50 Jahren noch richtige Baumriesen, Tannen und Fichten. So stand in der Thiemitz eine Tanne, die man ob ihrer gewaltigen Größe und ihres hohen Alters „Großvater" nannte. Im Jahre 1918 hat sie ein Sturm umgelegt, ihre Reste sind heute noch sichtbar und gewaltig. Sie stehen unter Naturschutz und lassen die Größe der Tanne erkennen: 49 Meter lang, 5,80 Meter Umfang, 300 Jahre alt.

WILDFLÖSSEREI UND FREIWASSER

Alles Langholz, das im Winter an die Lagerplätze geschafft wurde, lagerte hier in großen Haufen am Fluß. Weil man früher keine Nägel kannte, mußte auch in den Wildbächen das Holz mit der Wieh (Wiede) zusammengebunden, „zusammengespannt" werden. Jeder Stamm wurde vorne und hinten zweimal verbohrt, dann legte man quer

über die Stämme ein Joch („Guoch"), führte darüber die Spannwieden in die Bohrlöcher und klemmte sie dort mit Spannkeilen fest (d. i. „auskeilen"). Tannen- und besonders Fichtenstämmlein, etwa bis zu 5 cm Stärke, wurden durch Drehen zu Wieden gemacht; erst mit ihnen konnte eigentlich die Flößerei betrieben werden. In anderen Gegenden wurden dazu Haselnußstämmchen verwendet oder Eichen. Als die Nägel aufkamen, erst die schmiedeeisernen, dann die Drahtstifte, von denen heute noch die großen (ca. 25 cm) den Namen „Flößernägel" haben, war dies eine große Erleichterung. Dadurch gelang es, noch im Winter die Stämme an den Heimatlagerplatz zu bringen, wo sie in Ruhe beschlagen und aufgelagert werden konnten. Aus den Wieden konnten durch Zusammenspleißen lange, haltbare Seile gefertigt werden. Wenn sie längere Zeit nicht gebraucht wurden, mußten sie gewässert werden, bevor man sie verwenden konnte.

Wenn auch der Winter sich manchmal im Frankenwald gar wild gebärdete, einmal mußte „es doch aufmachen". Dann regnete es, daß auch in den versteckttesten Tälern der Schnee dahinschmolz, und es gab Hochwasser und damit für den Flößer Freiwasser. Für die Talbewohner war diese Zeit oft schrecklich. Über Nacht stieg das Wasser über die Ufer, schwemmte den an sich nur kargen Boden von den Äckern, drang in die Häuser ein, stieg in den Stuben oft bis auf Tischhöhe an und verursachte großen Schaden. Für die Flößer aber war es eine frohe Nachricht. Es gab wieder Arbeit und Verdienst. Wenn ein derartiges Wetter in der Luft lag — und dafür hatten die naturverbundenen Menschen eine gute Nase —, bestellte jeder Floßherr seine Leute, um eine Kolonne zusammenzubringen. Ging das Hochwasser etwas zurück, war aber noch immer stark genug, daß die Wehre offen gelassen werden mußten, dann begann um Mitternacht der Marsch aus den Dörfern, hinauf in die Gründe, an die Lagerplätze. Der Floßherr sparte Geld durch das Freiwasser (daher der Name). Die Schneid- und Mahlmüller hielten des Hochwassers wegen ihre Wehre offen. Normalerweise mußten sie diese für die Flößer öffnen, dadurch bekamen ihre Mühlen kein Wasser, sie hatten also Verdienstausfall, den ihnen die Floßherren ersetzen mußten.

Die Kolonnen, die nächtlicherweise im Dorf aufbrachen, waren bepackt wie Tragesel. Jeder trug den Floßhaken über der Schulter, darüber waren 5 oder 6 Wieden gehängt, dazu kamen das Beil, die Taschen voller Nägel. Die Verpflegung für den ganzen Tag bildete ein „Keiler Brot", ein Stück trockenes Brot, das sie, ohne es eingewickelt zu haben, in ihrer Rocktasche trugen und von dem sie während der Arbeit hin und wieder ein Stück abbrachen und kauten. Oft war das Brot steinhart gefroren. Der Fußmarsch

ans Ziel betrug oft mehrere Stunden. Unterwegs wurde bei manchem Bäcker, der schon auf war und in der Backstube stand, angeklopft und ein Schnäpschen getrunken.

Am Lagerplatz angekommen, nahm man nach kurzer Rast die Arbeit auf. Immer ein paar Leute halfen zusammen, die Kuppeln zu bauen. Mehrere Stämme, etwa zehn oder zwölf, wurden nebeneinandergelegt, die Giebel nach vorne, die kurzen Stämme nach außen, die längeren nach innen, dann wurde das Joch vorne quergelegt und die Kuppel mit den Wieden oder Nägeln zusammengehalten. Besonders mußte auf die Lage der Stämme, auf ihre beste Schwimmlage, geachtet werden. Wenn alles fertig war, begann mit einem „Gotts Nooma" die Fahrt, und es gehörte allerhand Mut dazu, in dem reißenden Wasser auf den glatten Stämmen zu stehen, diese gut zu lenken und sicher heimzubringen.

War eine Zeitlang wild geflößt worden, so daß die Stapel in den Gründen weniger wurden oder kein Holz mehr dort war, dann war der Bach am Heimatort des Floßherren bedeckt mit Kuppeln. Hier ging es nun ans „Ausschleifen". Durch die Mithilfe von Ochsen oder Pferden wurden die Kuppeln aus dem Bach geholt und auf einem Lagerplatz aufgeschichtet, oft fünfach übereinander.

DAS FLOSS WIRD GERICHTET

Wenn die Kuppeln aus dem Bach ausgeschleift waren, wenn alles Holz geschlichtet und etwas abgetrocknet war, ging es ans Aufarbeiten. Sollten mehrere Lagen aufeinander kommen, mußte die erste Lage fertig gespannt werden. Das übrige Holz lag dann auf einem Haufen beisammen. Die geschicktesten Flößer (der Beschlagtrupp) kamen dann mit ihren Breitbeilen an, die Stämme wurden schön geästet, das hintere Stammende mit drei Platten versehen, damit man ohne große Lücken zusammenspannen konnte. Die anderen Flößer sortierten derweil das Holz nach der Stärke. Früher, als es noch genug Holz gab, mußten alle „Böden", wie jetzt die Floße hießen, gleich lang sein, erst später ließ man sie ungleich. Wieder wurden die Stämme verbohrt, das „Guoch" oder Joch mit Spannwieden und Keilen aufgeschnallt. Obwohl es um 1900 schon Nägel gab, wurden die Böden doch auf diese Art gespannt.

Vor der Jahrhundertwende wurden auch noch S t ü m m e l angefertigt. Das waren Floße, die Bretter beförderten. Die Bretter wurden 12 Meter lang, 2,80 Meter breit und 80 Zentimeter hoch auf die Stangen geschlichtet und mit Wieden festgeschnallt. Nach der Jahrhundertwende wurde diese Art aufgegeben und die Bretter mit der inzwischen gebauten Eisenbahn verfrachtet.

Ganz gleich, welche Arbeit die Flößer gerade am Bach verrichteten, für die Dorfjugend war dies alles von größtem Interesse. Nach der Schule gingen die Buben mit ihren eigenen, kleinen Floßhaken zum Bach und — „wie die Alten sungen . . ."

Wenn alles Holz gespannt war, blieb es liegen, bis zur nächsten Floßreise. Inzwischen hatten die Stangenhändler ihre Stangen angefahren und diese, schön geschält, in hohen Haufen, oft bis zu 16 Metern hoch, aufgestellt, um sie noch abtrocknen zu lassen. Gab es viel Holz oder mußte viel verladen werden, ging man schon acht Tage vor Beginn der Reise ans „Einschmeißen".

Da der Lagerplatz breit genug war, mußte auf jeder Seite ein Ochse mitziehen helfen. Der Kettenring wurde nicht fest an das Joch gemacht, sondern war so befestigt, daß er sich löste, wenn der Boden im Wasser war. Flößer mußten die Lager auf denen gerutscht wurde, tüchtig mit Wasser begießen, damit sie glatt wurden. Die Flößer „zwickten an", sprangen mit und unter Gebrüll, „Dunnekeil"- und „Hou-ruck"-Rufen bewegten sich die Floße dem Bach zu. Hochauf spritzte das Wasser, in das sie klatschten. Waren alle Böden im Wasser, mußten die kleineren auf die großen aufgeschleppt werden, damit nicht soviel Flößlohn ausgegeben zu werden brauchte. Andere Böden wurden mit Stangen, Brettern, Leisten, Streichen für die Rheinflößer, die sie als Ruder benutzten, Dachlatten, Weinbergpfählen, Faßtaubenholz und Schindeln beladen. Ein Boden trug die Zeugware der Flößer.

EINE FLOSSREISE UM 1820

Im Jahre 1812 gab es infolge eines großen Windbruches massenhaft Holz im Frankenwald. Das Holzgeschäft ging gut, und viele Bauern verkauften. Das führte so weit, daß 1829 der Staat das weitere Abholzen verbieten mußte, weil viele Berge kahl geworden waren. Zu dieser Zeit, so um 1820, gingen von Höfles der Schirmers Velta und der Pöhl Gorch, beide miteinander versippt, auf die Floßreise. Acht Tage vorher mußten sie den Floßausschuß davon in Kenntnis setzen, daß sie zur Reise gerüstet seien. Jeder von den beiden hatte, wie hier üblich, 200—300 cbm Holz beisammen, gerade so ein „Wetzberger" (= Würzburger) Stück. Der Floßausschuß, der für die Flößerei zuständig war, wurde damals wie auch heute gewählt. Für den Tag der Abreise mußte ein Teich bestellt werden, wobei festgestellt wurde, ob nicht von anderen Ortschaften aus auch geflößt werden wollte.

Der Schutzansager ging dann am Tage vor der Abfahrt von Wehr zu Wehr, um in den Mühlen anzusagen, daß alle Werke gut gestaut werden müßten und daß an diesem Tag weder gemahlen noch geschnitten werden dürfe. Dafür erhielt jedes Werk ein sogen. „Schutzgeld", das je nach Wasserstand abgestuft war. Der Auszahler besorgte dies einige Stunden nach dem Schutz, wobei er gleichzeitig feststellte, ob das Werk auch tatsächlich stillgestanden hatte.

Am Tage der Abfahrt begann dann für die Flößer der Tag schon um 3 Uhr in der Frühe. Zunächst mußte man noch die Küchenware verstauen. In die Flößerladen kamen Brot, Fett, Reis, Nudeln, Mehl, Erbsen, ein Säcklein Salz, eben alles, was so für eine Reise bis Aschaffenburg gebraucht wurde. Für den Fall, daß bei Sturmwetter nicht gekocht werden konnte, wurden auch einige „Hengl" (Henkel) „Schwazflaasch" (Rauchfleisch) eingepackt. In die anderen Laden kamen die „Reissäcke" (Reisetaschen, oft kunstvoll mit Stickereien verziert), das Eßgeschirr, ein großer Topf zum Kochen. Zwischen den Laden wurden das Fleischfaß und die Bierfässer aufgestellt. Alles wurde mit Wieden befestigt.

Jeder Floßßknecht hatte für sein bißchen „Geraffel" auch eine Floßlade bei sich, die er sich im Winter oft recht kunstvoll angefertigt hatte. Da es zu dieser Zeit noch keine Eisenbahn gab, die Flößer also zu Fuß heimgehen mußten, war schon im voraus einkalkuliert, alles Entbehrliche zu verkaufen, auch die Laden. Heimgetragen wurde nur der Floßhaken, der vom Stänglein abgeschlagen worden war, in dessen Öse das Beil gesteckt wurde, und an diesem wiederum hing der Reisesack über der Schulter auf den Rücken herab. Aus diesem Grunde wurden auch nicht, wie bei späteren Reisen, ein Ofen, Anker und Seile mitgenommen. Lediglich Wieden waren in großer Anzahl dabei, denn die konnte man ja für alles brauchen.

War alles in Ordnung gebracht und nochmals überprüft, so konnte der Schutz kommen. Kam er, wurde die Ware unter Knacken und Krachen in die Höhe gerückt, das Wehr geöffnet, die Männer nahmen die Mützen ab, sprachen ein „Gotts Nooma", und die Böden setzten sich in Bewegung. Auf dem ersten fuhren ein paar Männer mit, die in den gefährlichen Wehrtümpeln absprangen und den durchfahrenden Flößern halfen, wenn einer davon „querichgemacht" hatte. Solche Szenen gab es immer wieder. Aber mit frischer Kraft und einigen kräftigen „Dunnekeil" war man bald wieder flott. Hatte man die Zollschere in Kronach erreicht, wurde kurz angehängt und Frühstück gemacht. Der Zöllner von Kronach nahm hier seinen Zoll in Empfang, dann erst öffnete er das Wehr und gab die Weiterfahrt frei.

Unterhalb Küps, wo die Rodach breiter wird, konnten schon einige Floße zusammengehängt werden, und nachdem man in Oberlangenstadt zum zweitenmal Frühstück eingenommen hatte, konnten die Buben und die Alten, die bis hierher mitgekommen waren, nach Hause geschickt werden, nachdem sie entlohnt worden waren. Die Fahrt ging weiter. In Bischberg wurde zum letzten Male angehalten. Man baute auf dem nun sehr lang und breit gewordenen Floß die Hütte auf, besorgte Stroh, in dem geschlafen werden sollte, legte eine Feuerstelle an und ergänzte die Vorräte.

Von Bischberg aus durften nun nur noch je vier Mann bei einer Partie mitfahren, einer davon als Koch. Am frühen Morgen gab es eine kräftige Mehlsuppe, am Mittag Rindfleisch mit Erbsen oder Nudeln. Die Hütte war so eingerichtet, daß in einer Hälfte die Schlafstelle für die Männer untergebracht war, in der anderen Hälfte die Laden und Vorräte lagerten. Hinter der Hütte, im Freien, waren die Bierfässer aufgeschichtet. Sie waren mit Schilf überdeckt, wurden mehrmals am Tag mit Wasser übergossen, wodurch das Bier frisch blieb. Die nächstgrößere Haltestelle war Schweinfurt. Hier tätigten die Flößer die ersten Geschäfte und verkauften Bretter, Weinbergpfähle und Stangen. Einen ganzen Tag dauerte es, bis alles erledigt war. Mainabwärts ging dann die Fahrt weiter. Wenn die Nacht kam, wurde angelegt, am frühen Morgen ging es weiter. In „Ascherberg" (Aschaffenburg) wurde die Ware marktgerecht zusammengestellt, die Käufer kamen, besahen sich das Angebot und kauften. Als letztes wurden die Hütten, die Laden abgesetzt, der Haushalt aufgelöst und der Heimmarsch angetreten. Zu Fuß natürlich!

Die einen Flößer hatten es eilig, sie waren in acht bis zehn Tagen daheim, andere, denen es nicht so „pressierte", die unterwegs öfter einmal einkehrten, um ihren Durst zu löschen, kamen erst nach zwei oder gar drei Wochen daheim an.

NIEDERGANG UND ENDE DER FLÖSSEREI

Nach dem Feldzug 1870/71 setzte das Floßgeschäft besonders stark ein. Es wurde die rheinisch-westfälische Schwerindustrie aufgebaut. Doch schon zu Ende der 70er Jahre traten große Stockungen ein, und ein Rückgang war zu verzeichnen. Viele Floßherren gaben zu dieser Zeit den Handel auf und sahen einen letzten Ausweg darin, nach Amerika auszuwandern. In der Flößerei hat sich nicht mehr viel geändert. Durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes war es möglich, Ofen, Anker und Seile mitzunehmen, die dann per Bahn wieder zurückbefördert wurden. Auch die Flößer selbst waren eher wieder daheim, weil sie die Bahn benutzten.

Im Jahre 1900 wurde das Bähnlein Kronach—Nordhalben fertiggestellt. Wenn man es anfangs auch als Konkurrenz der Flößerei betrachtete, so bedeutete es doch für den Frankenwald einen großen Segen. Wenn es auch Fuhrleute und Kutscher langsam verdrängte, wurden doch viel mehr Güter im Frankenwald produziert, da die Frachtkosten beträchtlich geringer waren. Der Schleifholzhandel blühte vor allem auf, und der Wald konnte viel mehr ausgenutzt werden.

Infolge des immer stärker werdenden Kraftfahrzeugverkehrs und wohl auch des immer weniger werdenden Holzbestandes des Frankenwaldes, ging die Flößerei vollständig ein. Waren es kurz nach dem Kriege 1945/46/47 noch einige Firmen, die ihr Holz aus den Gründen herausflößten, so wurde endgültig im Mai 1958 die letzte Floßfahrt aus der Grümpel heraus nach Friesen von der Firma Gottfried Fischer, Friesen, durchgeführt. Die neue Straße in die Grümpel ermöglicht es, per Kraftfahrzeug bis weit hineinzufahren. Die Flößerei des Frankenwaldes hat aufgehört, zu bestehen.

Ein Gewerbe, das an die 800 Jahre die Menschen unseres Frankenwaldes ernährte, das eines der härtesten und gefährlichsten war, hat den Menschen, die es ausübten, ein besonderes Gepräge gegeben, und man kann mit Recht von einem Flößertyp im Frankenwald sprechen. Er meint die Männer, die hart und auch grob sind, die dennoch ein gutes und gutmütiges Herz haben, die einen kernigen, gesunden Humor besitzen und auch eine Vorliebe für den Gerstensaft. Sie gibt es heute noch zahlreich im Frankenwald.

Heinrich Meyer, Lichtenfels:

DER WILDSCHWEINBRATEN — EINE ANEKDOTE AUS DEM 17. JAHRHUNDERT

Die Geschichte mit dem Wildschweinbraten aus der Islinger Au, die vor 300 Jahren beinahe eine Haupt- und Staatsaktion auslöste, begann ohne alles Aufsehen. Es war am 25. September 1667, ein schöner sonniger Herbsttag, die große Arbeit auf dem Felde war getan. Bis zur Rübenernte gab es noch einige ruhige Wochen. Der Lichtenfelser Horbhofpächter Hans Wagner beauftragte deshalb seinen Sohn, der im Haus die Stelle des kleinen Knechtleins vertrat, in der Islinger Au die für die Weihnachtsbäckerei benötigten Haselnüsse zu suchen. Ein langer Weg, fast zwei geschlagene Stunden bis zu den Hängen zwischen Lahm und Mönchkröttendorf, um so besser aber die Ernte in den weiten, wenig überlaufenen Haselnußgehegen. Diesmal freilich blieb die Ausbeute mager. Kaum hatte Wagner die ersten Stauden abgeklopft, stieß er an einem abgelegenen Platz auf ein totes Wildschwein. Ein mächtiger Keiler, der aus unbekannter Ursache hier an einsamem Ort sein Dasein beschlossen hatte, lag mückenumschwirrt im Halbdunkel der Hecken. Dem jungen Wagner gab es keinen schlechten Schock. Aber er wußte sich zu helfen. Geschwind das Säcklein über die Schultern und im Eilschritt heim zum elterlichen Pachthof, um dem Vater Kunde von dem seltsamen Fund zu machen. Der alte Wagner, als wohlgesitteter Spitaluntertan, im Denken zwar etwas langsam, erfaßte doch die Wichtigkeit der Sachlage. Bedächtig schlüpfte er in die Langschäfter. Dann gings zur Stadt. Zuvor aber wickelte er sich ein Stück Geräuchertes ein. Forstmeister Friedrich Christoph Heber nahm die Nachricht mit großer Befriedigung zur Kenntnis. Gerne zollte er Wagner gebührendes Lob. Stolz hob sich die Brust des Horbhofpächters. Grund genug für ihn zur Einkehr in der „Goldenen Krone". Dort gab es in den Abendstunden immer einen gemütlichen Plaudertisch. Als nach langer Unterhaltung der Horbhöfer mit dem mahnenden Ton der Weinglocke auf dem Stadtturm durch das Pförtlein beim oberen Tor zum Heimweg schritt, stand über dem Goldberg als getreuer Wegweiser bereits des Mondes breite Sichel. Stolz stapfte der Bauer den heimatlichen Gestaden zu, beseelt von dem Gefühl, als rechter Staatsbürger gehandelt zu haben. Er war gewiß, sich beim Forstmeister in das beste Licht gesetzt zu haben. Heber vernahm auch die Nachricht von dem Fund nicht ungern. Ihm fiel geradezu ein Stein vom Herzen. Seit 19. August 1667 tagte im Lichtenfelser Kasten-

hof eine Hochfürstliche Bambergische Konferenz unter dem Vorsitz des „Hochwohledelgeborenen und Gestrengen Herrn von Poelnitz". In seiner Begleitung befand sich der Geheime Hofrat Johann Reuß, samt den beiden Kanzlisten Hans Mathes und Johann Falsi. Die Bamberger Herren verhandelten hier mit Abgesandten aus Coburg und Altenburg über nachbarliche Grenz-Streitfälle. Auch die Prälaten von Banz und Langheim nahmen an den langwierigen Verhandlungen teil, die sich mit Unterbrechungen bis Juni 1668 hinzogen. Der Forstmeister war verpflichtet, während dieser Zeit das für die gemeinsame Tafel laufend benötigte Geflügel und Wild zu liefern. Das war nicht immer ganz einfach. Die Herren waren gute Esser und liebten die Abwechslung. Mit diesem Fund waren wenigstens für etliche Wochen alle Nachschubsorgen beseitigt. Die Frau Amtskastner galt als perfekte Köchin. Wildschwein in mancherlei Tonarten: gebacken und gebraten, sauer und süß, gepöckelt und geräuchert, konnte sie nun am laufenden Band bieten. Daß das Tier aus unbekannter Ursache das Zeitliche gesegnet hatte, davon sollten die hohen Herren niemals auch nur ein Sterbenswörtchen erfahren.

Am frühen Morgen des nächsten Tages begab sich der Horbhofpächter mit seinem Sohn in Begleitung eines Forstknechtes zum Fundort, um die Beute zu holen. Aber leider, der Ort war leer. Wagenspuren, die in Richtung Isling führten, verrieten, ein anderer Liebhaber war dem Forstmeister zuvor gekommen. Jedoch das Geheimnis wurde gelüftet. Der Herr Pfarrer in Isling hatte von dem Saufund Wind bekommen. Da aber die Islinger Au als sogenannte Landsgemeinde nach alter Überlieferung von jedermann genützt werden durfte, zögerte der geistliche Herr nicht lange; das Wildschwein wanderte in den Pfarrhof. Auch die Pfarrersköchin bot die Gewährschaft zur rechten Verwertung der saftigen Schinken. Forstmeister und Kastner wetterten nicht schlecht, als sie von dem Besitzwechsel erfuhren. Dem Herrn Pfarrer blieb nichts weiter übrig, als die leicht erworbene Beute wieder herauszugeben. Dies fiel ihm auch gar nicht so sauer. Das Borstentier war, wie sich bei näherer Betrachtung zeigte, doch schon etliche Tage in Gottes freier Natur gelegen und in der Farbe ganz verdächtig angelaufen. Auch Forstmeister und Kastner kratzten sich am Kopf, als der Keiler zerwirkt in der Kastenhof-Wildkammer hing. Ob man den lästigen Duft, der sich da unabwendbar absonderte, noch beseitigen konnte! Gebacken und gebraten war nichts mehr zu machen, aber sauer mußte der Fraß zur Not noch gehen. Also Salz her, Pfeffer, Essig, Wacholderbeeren, Lorbeerblätter und Zwiebeln! Was in der Kunst der Frau Kastnerin lag, geschah, um das Unmögliche doch noch möglich zu machen. Freilich aus Küche und Keller stieg ein höchst muffliger Dampf nach oben, den keine Beize und

kein Wacholderrauch mehr vertreiben konnten. Doch die Geister waren gerufen, das Schicksal nahm unabwendbar seinen Lauf.

Nach langer arbeitsreicher Sitzung saßen die Bamberger Räte mit ihren Gästen aus Coburg und Altenburg, aus Banz und Langheim im Tafelzimmer des Lichtenfelser Kastenhofes. Wildschweinbraten und Mehlspeise kündete der Mundschenk an. Berge an Fleisch, von ungewohntem Ausmaß, wanderten auf den vornehmen Tisch. Die Herren von Altenburg und Coburg schnupperten wohlgefällig den gedeckten Schüsseln entgegen. Jedoch der Abt von Banz, ein in allen Tafelfreuden wohlerfahrener Mann, witterte als erster die Geheimnisse des Islinger Sauerbratens. Ihm blieb der schleimige Bissen zäh im Halse stecken, so sehr er wohl drückte und würgte. Aber auch die übrigen hohen Tischgenossen erahnten bald das anstößige Dämpflein, das aus Schüsseln und Tellern stieg. Einer schaute dem andern verwundert auf den Mund. Jeder schnupperte und drosselte. Es half nichts, der Hunger war weg, so sehr auch der Magen knurrte. Selbst ein kräftiger Schluck Zwetschgenwasser konnte der drohenden Übelkeit nicht Herr werden. Der Kastner wurde gerufen und nach ihm der Forstmeister. Ein Gewitter, wie es sonst nur von der Hohen Steglitz her das Maintal überfällt, entlud sich über den Häuptern der beiden Sünder. Zuletzt bedurfte es noch aller Überredungskunst und vieler Entschuldigungen des Herrn von Poelnitz, um die Vertreter der benachbarten Regierungen sowie die beiden Äbte davon zu überzeugen, daß dieser Anschlag auf Leben und Gesundheit der sehr geschätzten Gäste ohne Wissen des Fürstlich Bambergischen Hofes und seiner Räte geschah.

Zwar ist nicht überliefert, welche disziplinären Folgen der Fall für Forstmeister und Kastner zeitigte. Niedergeschrieben steht aber in jenem alten Forstprotokollbuch des Amtes Lichtenfels, dem die Geschichte entnommen wurde, daß die Räte auf sofortige Beseitigung des Fleisches drängten. Was tat der Forstmeister in seinem Grimm. Sowohl das saure, wie das rohe Fleisch sandte er restlos nach Isling in den Pfarrhof zurück. Mochte der Herr Pfarrer damit machen, was er wollte. Seltsam jedoch, die Islinger waren weniger empfindlich als die hohen Räte. Ihre Geschmacksnerven nahmen keinen Anstoß. Das üble Gerüchlein störte sie kaum. So berichtet uns das Protokollbuch weiter, das Fleisch sei in Isling alsbald aufgeteilt worden. Und vom Pfarrer abwärts habe sich jedermann eingedeckt.

Der Herr Pfarrer bekam am 30. September 1667 aus Bamberg die eindringliche Mahnung, sich in Zukunft nicht mehr zu unterstehen, herrenloses Wild sich anzueignen.

Die hohen Gäste im Kastenhof sollen sich übrigens für geraume Zeit zur vegetarischen Küche bekannt haben. Eier-, Milch- und Mehlspeisen wurden in den folgenden Wochen bevorzugt. Wer wollte es ihnen nach den Erfahrungen, die sie mit Forstmeister und Kastner machten, verdenken! In den Bauernstuben aber und an den Lichtenfelser Biertischen war der Wildschweinbraten von der Islinger Au noch lange ein begehrter Gesprächsstoff.

Andreas Dück, Lichtenfels:

DREI GESCHICHTEN UM DEN GASSDICK VON NEUDORF BEI WEISMAIN

DAS DÖRNLEIN

Der Gaßdick von Neudorf war nach dem großen Zusammenbruch in Moskau 1812 noch heil über die Beresina in seine Heimat gekommen und brachte nicht nur den Ruhm des Überlebenden, sondern auch eine Gesundheit mit, die alle bäuerliche Unempfindlichkeit in den Schatten stellte.

Besonders seine Füße waren Wunder der Widerstandsfähigkeit, so daß er auch im Winter barfuß ging und nur ausnahmsweise in die großen Tappen hineinstieg, wenn Kirche war oder ein Familienfest im Dorf gefeiert wurde, bei dem er als lebendige Kriegsgeschichte eines der erschütterndsten Ereignisse der Welt nicht fehlen und wie die anderen Gäste im Staat sich zeigen wollte.

Diese barfußene Gewohnheit begleitete ihn durch sein ganzes Leben, zumal er bei seinem Bruder doch nur ein Futtergast war und für das Dorf ein Unikum blieb, das zwar keinen Hunger und Durst zu leiden brauchte, doch auch sonst zu keinem Wohlstand kam, das er als alter Russe in mehr als einem Sinn auf dem Gebirge bekannt geworden war.

Als er aber einmal mitten im Sommer und bei schönstem Wetter schonend wie ein alter Postgaul, der den Steintritt hat, an der Schmiede vorbei dem Wirtshaus zusteuern

wollte und den linken Fuß behutsam auf die Zehen stellte, pfiff ihn der Schmiedshansgörg zurück, ihn belustigt nach seinem Gangwerk auszufragen, so daß er nicht ohne Verlegenheit gestehen mußte, daß ihn schon seit Wochen ein Dörnlein in der Ferse plage.

Doch weil er sich schon befragt und an der richtigen Stelle sah, gab er sich selbst einen Ruck, den Hansgörg anzugehen, einmal Nachschau zu halten, weil er das Zeug dazu habe, dem Übel abzuhelfen, wenn es auch durchaus nicht der Rede wert sei. Und so lehnte denn der Gaßdick bald am Pferdeschragen wie ein alter Gaul und hob den Fuß, daß er auf dem durchlöcherten Lederschurz wie der Riesenhuf eines Zentauren lag, und es dauerte eine gute Weile, bis die Schälkur mit dem Rüstzeug eines gedienten Fahnenschmieds auf das Dörnlein stieß. Und als es endlich schwarz und hart zum Vorschein kam, mußte der Hansgörg auch noch die Beißzange herholen, um es mit aller Kraft, wenn auch schonend der Ferse wegen, herauszuziehen, daß der alte Moskauer in die Knie sackte.

Als der Hansgörg aber das Dörnlein näher besah, erdröhnte die Schmiede von einem Gelächter wider, unbändig wie aus der Feuerhöhle des Vulkan, und wollte nicht aufhören, bis der alte Zentaur sich umdrehte und mit einem dummen Gesicht den Schmied anstierte, der ihm das Dörnlein unter die Nase hielt, so daß er selbst nach einem gutgesattelten Fluch aus Leibeskräften mitlachen mußte.

Das Dörnlein aber, das der Hansgörg noch immer in der Zange hielt, war ein höllisch verbogener Nagel von gut zwei Zoll Länge, den der Gaßdick erst gründlich befühlte, um ihn dann beim blendend hellen Außenlicht noch genauer zu besehen.

Und da bekam er schnell auch seine Fassung wieder, wobei ein ferner Schimmer in seine Augen kam, daß sein altes Gesicht sich nachdenklich spannend verjüngte: Man müsse bei Smolensk dabei gewesen sein in jenen grausigen Tagen von fünfzig Jahren, als auf der Flucht nur der Kopf noch und das Maul ans Leben dachten und das sonstige Gestell des Leibes nur der Wagen war, bei dem die Rettung auf dem Kutschbock saß und an die polnische Grenze jagte. Da habe man solche Kleinigkeiten leicht auflesen können, ohne sie inne zu werden, und man bräuchte nicht einmal darüber zu lachen.

Der Schmiedshansgörg reimte sich zwar die Ursache mit dem Dörnlein ein wenig anders zurecht, doch glaubte er ihm gern, weil er ein Tierfreund war und nie in seinem Leben einen Gaul verschlug. So nahm er denn den Gaßdick in das Wirtshaus mit, um gegen die Gewohnheit aller Schmiede der Kundschaft selbst die Maß zu zahlen, weil sein Gaul so gut gehalten hatte.

Im Sechsundsechziger Krieg, den der Gaßdick als hoher Siebziger erlebte, schienen ein paar preußische Flintenschüsse den Kriegsruhm des alten Soldaten von der Großen Armee dadurch zu bedrohen, daß die Neudorfer ihr eigenes Kriegserlebnis hatten, wenn auch die Schüsse nur in die Luft gegangen waren und mehr Aufregung als Gefahr in die Stille des Dorfes brachten.

Ich weiß, was ich weiß! — sagte er nur, wenn die Aufschneider mit ihren Wichtigkeiten prahlten, als ob es die Schüsse wären draußen auf der Straße, die den Krieg ausmachten und nicht die Not derer, die dabei verelenden und verenden, wie er diese Not beim Rückzug anno 1812 in ihrer ganzen Greulichkeit und Grausamkeit erlebt hatte.
So ein Krieg aber wie dieser preußische Krieg sei ein gefährlicher Krieg, meinte er, wenn sich sein Unmut und seine Weisheit Luft machten, weil er sich in den Wirtshäusern prahlerisch breit gemacht habe und den Krieg verlustige gleich einem Schützenfest.

Und weil der Gaßdick schon immer auch ein drolliger Kauz gewesen war, der den Rückzug der Großen Armee wie ein lebenslängliches Gepäck auf dem krummen Rücken trug und schlecht und recht davon lebte, solange ihm die Preußen mit ihrem Spaziergangskrieg sein Dasein als geschlagener Krieger nicht streitig gemacht hatten, zog er sich ganz in die Vereinsamung zurück, die ihm gar nicht lag, aber gefangen hielt mit seinem Spruch: Ich weiß, was ich weiß!

So kam er wohl noch zu seinem Futter und manchmal auch zu einem gestifteten Krug Bier, den man ihm gewohnheitsmäßig bot, wenn ihm auch das Vergeltsgott! dafür schwerer über die Lippen kam als bisher, weil er sich abgehalftert sah wie ein alter Gaul, der schinderreif geworden war.

Als aber eines Tages ein neuer Lehrer ins Dorf kam, schlich er doch öfter einmal am Schulhaus vorbei, so daß der Lehrer erfuhr, was es mit dem Alten auf sich habe. Und weil der Lehrer ein unvoreingenommener Mann war, staunte der Gaßdick, daß ihn die Kinder auf einmal freundlich grüßten wie einen Herrn, so daß er die Gelegenheit gern wahrnahm, ihnen bei Schulschluß im Haufen zu begegnen und ihre Grüße jovial zu erwidern.
Grüß euch Gott, Kinder! — sagte er dann und bekam auch seine alte Sicherheit wieder, daß sein krummes Leibesgestell sich streckte, so daß er auch den Mut fand, dem Herrn Lehrer seine Aufwartung zu machen und mit den Kindern auch ihn zu loben. Und

wenn auch der Lehrer bei den Erlebnissen des alten Mannes anzuklopfen suchte, so sagte der doch lieber nicht Herein! und tat die Freundlichkeit mit einer Handbewegung ab, die sagen sollte, daß ja doch alles keinen Wert und Sinn mehr habe, seit die Preußen ihr Kriegsspiel vorgeführt hätten. Denn er wisse, was er weiß!

Dafür zog es den Gaßdick immer mehr zu den Kindern hin, weil ihm der Lehrer eine Brücke der Menschlichkeit gebaut hatte, darauf seine Gedanken und Träume sich ergingen, selber wie ein Lehrer vor den Kindern zu stehen, ihnen zu erzählen und zu sagen, was die Großen nicht mehr von ihm wissen wollten, obwohl doch sein Krieg und wie er ihn erlebte, der wahre Herzschlag seines Lebens war, tausendmal von ihm erzählt und tausendfach miterlebt, wo er den rechten Hörer fand.

So wäre er auch gar zu gern einmal in die Schule gegangen, den Schatz seiner Erlebnisse vor den Kindern auszuschütten und die Gedanken dazu, die über ein halbes Jahrhundert sein altes Leben trugen und bewegten. Aber davon wollte auch der Lehrer nichts wissen, da er ein treuer Hüter seiner Herde im Geiste der Obrigkeit und die Schulstube eine geschützte Stätte vor Unbefugten war.

Und weil es nur Gedanken und Träume waren, die sich beim Gaßdick bis zur seltsamen Wirklichkeit verdichteten, daß er immer mehr in Selbstgesprächen sich erging, nahm er dem Lehrer die Ablehnung auch gar nicht übel. Doch kam er den Leuten des Dorfes nach dieser seltsamen Anwandlung mit der Schule allmählich wie ein Entrückter vor, dem sich der Verstand zusehends zu verdunkeln schien, wenn nicht ein Zufall den Knoten seiner menschlichen Verzwirnung doch noch entdröselt hätte, darin sich die Weisheit seines Alters auf seltsame Weise zu offenbaren Gelegenheit fand.

In einer Schulpause, da der Lehrer Brotzeit machte und die Kinder erlöst vom Lernen auf den Dorfplatz stürmten, um eine halbe Stunde später durch einen Fingerpfiff aus dem Wohnstubenfenster des Herrn Lehrers wieder abgerufen zu werden, rührte sich lange nichts vor dem Schulhaus, und es verging eine gute Stunde, bis sich der Lehrer genötigt sah, nach dem Rechten zu sehen. Das Dorf aber war wie ausgestorben und seine Schüler wie vom Erdboden verschwunden.

So machte er sich auf die Suche, und als er sie endlich fand, saßen sie still und verzückt auf dem Bauholz für eine Scheune hinter dem Haus, wo der Gaßdick wohnte, der wie ein Zauberer vor den Kindern stand mit seinem Krückstock und seinem Pistol, die ihm vor fünfzig Jahren die treuen Begleiter auf dem grausigen Rückzug von Rußland gewesen waren. Das Pistol sei noch geladen mit Pulver und mit Blei und soll einmal ins Grab mit ihm. Und er erzählte von den brennenden Städten Moskau und Smolensk,

von den brennenden Dörfern, vom Elend der verarmten Bewohner, von dem grausamen Winter, den verreckten Pferden und den Hunderttausenden von Soldaten, die ausgezogen waren, die Welt zu erobern, und geschlagen bis auf ein kleines Häuflein die Heimat wiedersahen wie er, während der Kaiser die Flucht ergriff, sein Leben zu retten, bis ihn der Herrgott doch noch in den Abgrund stieß.

„Aber Herr Gasser", sagte auf einmal der Lehrer, der gekränkt und beleidigt hinter dem Haus hervorkam, nachdem er eine Zeitlang ungesehen zugehört hatte und Tränen in den Augen der Kinder sah: „Aber Herr Gasser, was machen Sie da mit meinen Kindern? Sie versäumen schon über eine Stunde den Unterricht!" Aber da mußte der Gaßdick doch lachen und hatten den Kindern aus dem Herzen gesprochen, als er treuherzig sagte: „Ich bring sie nicht los, Herr Lehrer, ich bring sie nicht los!"

Und als der Herr Lehrer mit seinen Kindern wie ein Schäfer mit seiner Herde zur Schule zog und manches Kind sich noch die Augen wischte, machte er den Kindern keinen Vorhalt mehr und entließ sie nachdenklich aus der Schule, weil die Zeit schon abgelaufen war. Der Lehrer selber aber merkte kaum, wie ein Wortspiel aus den Untergründen seiner Menschennatur in der leeren Schulstube über seine Lippen kam: Er weiß, was er weiß! Unsereiner aber müßte der nicht auch, was er müßte — trotz der Obrigkeit?

DAS PISTOL

Der Gaßdick hatte auch den Siebziger Krieg noch erlebt, und die daraus zurückkamen, sahen in ihm den alten Kriegsveteranen, wieder geachtet und geehrt von seinesgleichen, weil dieser Krieg ein blutiger und an Opfern reicher war, so daß er noch einmal auflebte im Gemeinschaftserlebnis des Soldaten und mit dreiundachtzig Jahren zu einer Leiche kam, die seiner würdig war, mit drei Schüssen ins Grab.

Nur hatte man vergessen, das Pistol seinem Wunsch gemäß ihm ins Grab zu geben. Einem Toten aber den letzten Wunsch zu versagen, auch wenn es ohne Absicht geschah, ist für fromme Gemüter ein Glaube eigener Art, die ewige Ruhe des Toten nicht zu stören. Also wollten die Verwandten das wunschbelastete Ding aus dem Hause haben, und ein paar Buben aus der Verwandtschaft sollten es heimlich dem noch frischen Grabeshügel anvertrauen und möglichst tief unter der geweihten Erde.

Weil aber, wie sie wußten, das Pistol noch geladen war, jückte es die Jungen, doch zuvor den Schuß zu tun, worüber er sich gewiß auch freuen würde, weil er das Pistol dann hätte und den Schuß dazu, den er immer versprochen hatte und zu dem er doch nicht mehr gekommen war, weil der Tod über Nacht, ohne anzuklopfen, das alte Herrlein mitgenommen hatte.

Das waren zwar verzwickte Gedankengänge, aber sie hatten Überzeugungskraft genug, den Schuß zu wagen. So bohrten sie die Zündpfanne mit einem Nagel aus, bis das Pulver zum Vorschein kam. Und weil das tote Herrlein doch mit einem unsicheren Gewissen in den Köpfen der Buben spukte, suchten sie die Stelle des Grabes aus, darunter im Sarg die Hände des Toten ruhten.

Sie rüttelten das Rohr, bis etwas von dem schwarzen Pulver auf die Pfanne zu liegen kam und steckten das Pistol in das Grab so fest und tief, als ob eine unsichtbare Hand den Griff umspannte, zum Schusse abzudrücken. Zwar schlugen die Herzen der Buben laut und vernehmlich, als einer mit dem Zündschwamm am Stecken dem Pistol sich nahte. Aber ein gewaltiger Schlag kam allem zagen Bedenken zuvor, so daß sich die drei Knaben wie betäubt in einer aufgeschreckten Wirklichkeit wiederfanden.

Vom Pistol aber war nichts mehr zu sehen und die Buben fanden trotz allem Suchen keine Spur mehr davon. Nur von dem überhängenden Nußbaum, der mit ein paar Ästen wie mit Armen in den Friedhof herein langte, fielen ein paar grüne Zweige auf das Grab. Der jüngste der Knaben aber will gesehen haben, wie das Pistol von einer Hand ergriffen in die Erde verschwand. Und weil man die aufgerissene Vertiefung sah, darin es stak, glaubten die beiden andern ihm das gern, weil eben doch etwas Seltsames zurück geblieben war, das sich wie ein Traum in die Wirklichkeit dieser Totenehrung gemischt hatte.

LITERATURVERZEICHNIS UND ANMERKUNGEN

Konrad Radunz, Schney: Die Besiedlung des Staffelbergs zur Latènezeit

[1]) u. a. Wolfgang Dehn: Aperçu sur les Oppida d'Allemagne de la fin de l'époque celtique. Celticum IV, Rennes 1963
[2]) Paul Reinecke: Der Ringwall Staffelberg bei Staffelstein. In: Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken, Bayreuth 1952
[3]) Klaus Schwarz: Die Vor- und Frühgeschichtlichen Geländedenkmäler Oberfrankens. (5. Materialheft zur Bayerischen Vorgeschichte)
[4]) Klaus Schwarz: Zum latènezeitlichen Oppidum auf dem Staffelberg. In: Germania 41, 1963
[5]) Christian Pescheck: Die Kelten in Unterfranken im Spiegel der Bodenfunde. In: Mainfränkisches Jahrbuch, Band 11/1959
[6]) Christian Pescheck: Zum Bevölkerungswechsel von Kelten und Germanen in Unterfranken. In: Bayer. Vorgeschichtsblätter 25/1960
[7]) Karl Peschel: Die vorgeschichtliche Keramik der Gleichberge bei Römhild in Thüringen. Weimar 1962
[8]) Christian Pescheck: Steinzeit auf den Bergen in Franken. In: Mitteilg. der Anthropol. Ges. Wien 92, 1962, Festschrift für Franz Hancar

(Zeichnungen Abb. 3—6 von Zweigstelle Franken des LfD, dessen Leiter, Prof. Dr. Christian Pescheck, ich für Unterstützung und Ratschläge meinen herzlichsten Dank ausspreche.)

Martin Kuhn, Banz: Sankt Dionysius inmitten der vierzehn Heiligen — Schildpatron alter europäischer Einheit

[1]) Les belles excursiones au départ D'Arles. René Soulès Arles 1955
[2]) Actes des Martyrs de Lyon (par Jouassard). Lyon 1949 S. 7 Eusebius HE V
[3]) Lexikon f. Theologie u. Glaube. Hsgb. Michael Buchberger, Freiburg, 1931. Fachbearbeiter: Bigelmeier, K. Hofmann, J. P. Kirsch, Hindringer, A. Zimmermann, H. König
[4]) Hist. Franc. I, 31
[5]) Vgl. Bild im Hochaltar v. Banz (Seb. Reinhard), 1714; in: M. Kuhn, Kloster Banz. Königsstein 1960, S. 5
[6]) Acta S. Dionysii (A. S. 9. X. IV. 865—925) — Acta altera (Ebd. 792) — Stadtler I 761
[7]) J. Gibert: Les Alyscamps. Arles 1953
[8]) F. Benoit: La France illustrée: Arles. Paris 1954

[9]) Venantius Fortunatus Carm. VIII in Bibliothèque de l'Ecole des Chartes Paris 1839 ff. S. 105

[10]) In: Hsg. v. M. Kuhn: Geschichte am Obermain. Lichtenfels 1951 S. 8

[11]) Württemberger Urkundenbuch 98 N. 85

[12]) Ferdinand Geldner: Nothelferverehrung vor, neben und gegen Vierzehnheiligen i. Hist. Ver. Ber. Bamberg 1949 S. 42

[13]) H. Mayer: Die Oriflam und das franz. Nationalgefühl. In: Nachr. d. Gesellschaft d. Wiss. Göttingen 1930

[14]) Alfons Dietrich: Glasfenster v. Chartres, Tafel VIII

[15]) Carl Erdmann: Kaiserfahne, Blutfahne. Bln. Akad. d. Wiss. Sitz. Ber. 1932/34

[16]) Josef Clauß: Die Heiligen d. Elsaß. Düsseldorf 1935

[17]) M. Kuhn: Kloster Banz. Königstein 1960 S. 5

[18]) Jacobus de Voragine: Legenda aurea. Deutsch v. Richard Benz II, Jena 1921 S. 271

[19]) Eduard Hlawitschke: Franken in Oberitalien. Forsch. z. oberrh. Landesgesch. Bd. VIII Freiburg 1960 S. 30/65 — Leider ist der Verfasser zu wenig auf die aus Frankreich mitgebrachten Patrozinien eingegangen

[20]) Josef Fleckenstein: Fulrad von St. Denis und der fränkische Ausgriff in den Süddeutschen Raum. In Studien und Vorarbeiten des Großfränkischen und frühfränkischen Adels. Freiburg 1953

[21]) Otto Schuster: Kirchengeschichte von Stadt u. Bez. Eßlingen. Stuttgart 1946 S. 14. — Günter Fehring: Ausgrabungen. Vorbericht 1961
Andere Dionysius-Patrozinien in Speyer: Gleiszellen (b. Klingenmünster), Jockgrim. In Freiburg: Baden-Oos (676 in Urk. von Dagobert erwähnt), Durmersheim, Ettingenweier, Gaillingen, Haßmersheim, Moos, Bammental (Filialkirche zu Wiesenbach), Schlatt (zu Jungingen. In Rottenburg: Dettingen (b. Tübingen), Hiltensweiler, Magolsheim (b. Münsingen), Munderkingen, Neufra (b. Rottweil), Roßwangen (b. Balingen), Sulmingen (b. Biberach). Augsburg: Steingaden, Oberfahlheim, Röfingen. Eichstädt: Fünfstetten, Bergheim (b. Neuburg). (Manuskript-Druck Prof. Karl Meid, Baden-Oos, 1964.)

[22]) A. Bopp: Pfarrkirche v. Hiltensweiler. Tettnang 1949

[23]) Dr. Richard Hoffmann: Kl. Schäftlarn Augsburg 1928 S. 6
R. Bauerreiß: Schäftlarn in Obb. u. d. hl. Dionysius in Stud. u. Mitt. z. Gesch. des Benediktiner-Ordens München 1963 Hft. I S. 9

[24]) J. Kaufmann: Dionysiuspatrozinien im agilolfingischen Bayern. Univ. Münster 1963 (maschinegeschrieben)

[25]) Verschiedene Heimatschriften. — Joh. Ramackers: Krefeld 1939 S. 36 — Festschrift Krefeld 1952 S. 32

[26]) Wilhelm Weitz: Von Widukind und Enger. Herford 1964 S. 21

[27]) H. Schröder: Geschichte d. Stadt Lehe. Bremerhaven 1927
H. W. Krumwiede: Die mittelalterlichen Kirchen- und Altarpatrozinien. In: Stud. z. Kirchengeschichte Niedersachsens. Bd. II. Zu Essen-Borbeck: In: Ruhrort, Wochenzeitung Essen 23. V. 1964

[28]) W. Deinhardt: Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken. Erlangen 1933

[29]) MGSS XVII p. 635

[30]) H. Hirsch: Die echten und unechten Stiftungsurkunden der Abtei Banz. In: Sitz. Ber. d. Ak. d. Wiss. in Wien 1919
Urkundenabdrucke bei Pl. Sprenger: Dipl. Gesch. d. Bened. Abtey Banz Nürnberg 1803 S. 293 u. Oestereicher: Geschichte der Herrschaft Banz. Bamberg 1833

[31]) Dr. A. M. Favreau: Kloster Banz. Lichtenfels 1925, Anhang I—IV

[32]) Leidinger: Der Codex Aureus d. Bayer. Staatsbibl. München 1925

[33]) Ferd. Geldner: Nothelferverehrung, vor, neben und gegen Vierzehnheiligen. Hist. Verein Bamberg 89 Ber. 1949 S. 37 ff.
Josef Dünninger: Die Wallfahrtslegende v. Vierzehnh. Festschrift Würzburg 1959 S. 192

[34]) P. Balt. Gritsch: Vierzehnheiligen in Tirol. In: D. 14 Hl. in Volksfrömmigkeit und Sakralkultur. Georg Schreiber, Innsbruck 1959 S. 192

[35]) P. P. Weißenberger: Beiträge. In: Mainfränkisches Jahrbuch f. Gesch. und Kunst, Würzburg 1995 S. 213 — In der Torkapelle steht heute ein 14-Hl.-Altar

[36]) Walter Lorenz: Dorf und Kloster Sonnefeld. Sonnefeld 1952

[37]) Geldner S. 39 ff.

[38]) Bericht von 1596 (1519) bei Dünninger S. 192

[39]) Georg Schreiber: Die 14 Hl. in Volksfrömmigkeit u. Sakralkultur. Innsbruck 1959 S. 63 ff.

[40]) Aus V Sackville-West Jeanne d'Arc. Deutsch in Christian Wegner-Verlag Hamburg

[41]) Ernst Buchner: Ein Veit-Stoß-Altar in Füssen. In: Das schöne Allgäu. Kempten 1958 Hft. 1 S. 24 (Bayer. Staatsgemäldesammlung Inv. Nr. 9866 85 x 82 cm)

[42]) Günther Bayer: Mittelalterl. Bildwerke aus Thüringer Dorfkirchen. VEB-Verlag der Kunst Dresden 1955

[43]) Eduard Bohn: Vierzehnheiligen in Thüringen. 1858 S. 8

Baptist Müller, Burgkunstadt: Was sind Leichsteine?
Ein Beitrag zur Kreuzsteinforschung

[1]) STA Bbg. Standbuch 2609; 1593: die „waid", 1643 „wait" genannt (A 827 fol 11 STA Burgkunstadt) bezeichnet wohl das Seichtwasser unterhalb des Mühlwehres; das Wort ist verwandt mit waten, dem niederdeutschen Wort Watt

[2]) STA Bbg. Fraischbuch B fol 94

[3]) Grenzbeschreibg. der Vogtei Kulmbach von 1673, Abschrift von 1874, frdl. überlassen von H. Edelmann, Kulmbach

[4]) Mitteilg. Hptlhr. Brähler, Wolfsloch
[5]) H. Barnickel, Ziegengraben u. Bohnberg, (H. Bl. d. L Tgbl. 1933 Nr. 8)
[6]) H. Meyer, (Lichtenfelser Tagblatt 1964 Nr. 2)
[7]) STA Bbg. Zentbuch 1540—1611, Gerichtsbücher, Rep. 187 Nr. 876 f
[8]) Etym. Wörterbuch, Kluge-Mitzka, 1960 S. 266
[9]) „Wingart- u. wechlaeche" (=„Weingarten- u. Wegmarkenversetzung). J. Grimm IV S. 749—55, Weistum von Bernkastel nach W. Müller in AO. 36 S. 101
[10]) wie [8]) S. 416
[11]) 1571: „den Weg hinab zu beiden Seiten Lauchsteine gemacht" (80. B. Mfr. 1962/63 S. 71 L. Schurrer, Territorium d. Reichsstadt Dinkelsbühl)
[12]) Schnetz Flurnamenkunde S. 72
[13]) StA Weismain Stadtbuch von 1942 fol 134
[14]) wie [3])
[15]) 1413: „Das geleit von Scheslicz gen Culmach gen dem kalten Haus über das Gebirg geht, wie schon zur Zeit der Grafen von Truhendingen bis zum K r e u z [abgeg] an der Straße von Stadelhofen nach Czigenfeld" (Leoshorn IV S. 80) 1419: „Bei den Herrn v. Truhendingen hat man geleit von Scheßlitz bis zum C r e w t z zwischen Modschiedel u. Fewlsdorf [heute noch vorhandener Kreuzstein; er lehnt an der sog. Wettermarter] . . . — gewart hat . . . ein Holzlein ob Modschiedel bis das geleit ans K r e u z kam . . ." (Looshorn, Geschichte des Bistum Bamberg Bd. IV S. 85)
[16]) Bei den Kundschaften über das Geleit 1413—19 (bei Looshorn IV S. 77 ff) wird immer angegeben: „bis zu dem Grewcze, bei dem Kreucz enseit Holvelt, beim Kreuz genseit Keynach". Das in den beiden letzten Regesten angegebene Kreuz ist sehr wahrscheinlich der sog. Judenstein, ein Kreuzstein, welcher heute noch 1 km ndl. Hollfeld auf der Straße Stadelhofen an der Hollfelder Flurgrenze steht. Die urkundl. Angabe „Kreuz" meint hier Kreuzstein. Die Steinkreuze werden urkundl. meist nhd steinen, steinein Kreuz, mhd steinin kriuze „stene(r)nes Kreuz, Steinkreuz" bezeichnet.

Max Heid, Lichtenfels: Christoph Sartorius — Eine Langheimer Mönchsgestalt aus dem 17. Jahrundert

[1]) J. G. Wehrl: Grundriß einer Geographie des Fürstenthums Bamberg. 1795
[2]) Klauser-Meyer: Clavis Mediaevalis. 1962
[3]) G. Piltz: Kunst in Franken. 1958
[4]) K. Sitzmann: Künstler und Kunsthandwerker in Ostfranken. 1957
[5]) F. Leitschuh und H. Fischer: Katalog der Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Bamberg. 1895
[6]) J. Kist: Die Matrikel der Geistlichkeit des Bistums Bamberg 1400—1556. 1959

[7]) J. H. Jäck: Beschreibung des Wallfahrtsortes der Vierzehn-Heiligen zu Frankenthal, und der damit verbunden gewesenen Cistercienser-Abtei Langheim im Ober-Mainkreise. 1826
[8]) a. a. O.
[9]) M. Wieland: Kloster Langheim. 1897
[10]) Staatsarchiv Bamberg

Die Handschriften des Christoph Sartorius befinden sich in der Staatlichen Bibliothek Bamberg, der für die Abbildungen daraus und die Genehmigung der Wiedergabe, auch für sonstige Förderung hiermit geziemender Dank gesagt sei.

Willi Schreiber, Kronach: Die Flößerei im Frankenwald

[1]) Wandel der Waldbestockung im Frankenwald. Aus: Sonderdruck aus „Mitt. d. Staatsforstverw. Bayerns". 28. Heft. München 1956. Von Fritz With Ofm., Stadtsteinach

ZU DEN VERFASSERN

Dr. Jakob Lehmann, Oberstudiendirektor, Erster Vorsitzender des CHW, Lichtenfels

Dr. Eduard Margerie, Nervenarzt, Ehrenvorsitzender des CHW, Wirsberg

Konrad Radunz, Lehrer, Leiter der Bez.-Gr. Lichtenfels des CHW, Schney

Hans Edelmann, Rektor i. R., Kulmbach

Martin Kuhn, Pater, Lektor des CHW, Angelicum Banz

Emil Neidiger, Heimatforscher, Neustadt bei Coburg

Baptist Müller, Mittelschuldirektor, Leiter der Bez.-Gr. Burgkunstadt des CHW, Burgkunstadt

Max Heid, Studienprofessor i. R., Lichtenfels

Willi Schreiber, Redakteur, Kronach

Heinrich Meyer, Archivpfleger, Lichtenfels

Andreas Dück, Hauptlehrer i. R., Lichtenfels